

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

A woman with pale skin and dark eye makeup is shown from the chest up. She is holding a small, muscular, orange-skinned figure in her hands. The background is a dark, arched shape.

Das Grab der Königin

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Das Grab der Königin

John Sinclair Taschenbuch Nr. 96

von Jason Dark

erschienen am 14.03.1989

Titelbild von Boris Vallejo

Bastei Verlag

Das Grab der Königin

Die Königin von Saba!

Welch eine Frau. Verehrt von den Anhängern dreier Religionen. Geheimnisvoll, sympathisch - und verschollen.

Ich sollte das Grab der Königin finden, bevor mir andere zuvorkamen. Es waren keine normalen Menschen, die es suchten, sondern Morgana Layton mit ihrer tödlichen Werwolf-Meute.

Die Frau erschien gespenstergleich aus dem Dunkel der Schwaden, die wie feine Tücher die Nische umwehten und einen Geruch abgaben, der mich an allmählich verglimmende Gewürze erinnerte.

»Eine Rose, Sir?« fragte sie. Ihre Stimme glich einem geheimnisvollen Flüstern, besaß zudem ein dunkles Timbre, das mir vorkam, als wäre es durch irgendwo vorhandene Lautsprecher verstärkt worden. Ich hob den Kopf.

Das Gesicht schwebte über mir. Umrahmt von einem dunklen Tuch, nah und doch so fern. Das Tuch umspannte den Kopf sehr eng. Es lief an den Seiten über in einen langen Mantel oder in ein mantelähnliches Gewand, das die Gestalt der Frau sehr schlank machte. Ich versuchte in ihrem Gesicht zu lesen. War es alt, war es jung? Mir kam es irgendwie alterslos vor. »Sie haben Rosen?« fragte ich.

»Ja, Sir.« Sie kam noch näher. Eine Hand erschien. Bisher war sie in dem Mantel verborgen gewesen. Die Frau stemmte sie auf den Tisch, als würden die Finger nicht zu ihr gehören. Rechts von mir brannte eine Lampe. Ihr Lichtschein war lächerlich zu nennen. Er schaffte es kaum, die Schwaden zu durchteilen.

»Wo haben Sie die Rosen?« wollte ich wissen.

»Moment.« Es sah so aus, als wollte sich die Frau auf der runden Tischplatte abstützen. Sie griff jedoch daneben und knickte ein. Ich sprang hoch, um sie zu stützen, da hatte sie sich bereits gefangen und auf dem zweiten Stuhl ihren Platz gefunden. »Danke, Sir,« sagte sie.

»Danke. Nicht nötig. Ich komme schon allein zu recht.«

Noch immer entdeckte ich keine Spur von der Blume. Wenn sie die Rosen tatsächlich bei sich trug, mußte sie sie unter dem langen Kleidungsstück verborgen halten.

Aber wollte sie mir tatsächlich eine Rose verkaufen? Ich war mir nicht mehr so sicher, das Erscheinen der Frau kam mir vor, wie nach einem Regieplan gestellt.

»Möchten sie etwas trinken?« erkundigte ich mich. »Vielleicht ein Glas Mineralwasser? Wir befinden uns in einem Fokal, wo...«

»Nein, Sir.« Die Frau schaute mich nur an. Ich wich ihrem Blick nicht aus.

Ob sie junge Augen besaß, konnte ich nicht genau sagen. Jedenfalls steckte Leben in ihren dunklen Pupillen. Ein unruhiges Leben, möglicherweise auch Angst?

Ich saß ja nicht ohne Grund in diesem Lokal, das mehr eine Teestube war, die sich aus zahlreichen Nischen zusammensetzte. Jemand hatte mich gebeten, herzukommen, eine alte Bekannte namens Jenna Jensen, Archäologin und Historikerin. Ich hatte mit Dr. Jenna Jensen schon des öfteren zusammengearbeitet. Dabei war es stets um Fälle gegangen, die tief in die Historie hineingriffen und auch den Bereich der Magie und Legendenbildung nicht nur streiften. Stets hatte es sich dabei um eine bestimmte Person gedreht, um ein historisches Rätsel, die Königin von Saba.

Wer sie war, woher sie gekommen war, ob sie überhaupt existiert hatte, wo ihr Grab lag, wenn es sie gegeben hatte, das alles stand in den Sternen, und darüber konnte ich nur mehr spekulieren. Doch Jenna kannte sich aus, sie hatte des öfteren Hinweise auf die Grabstätte der Königin empfangen, und auch ich hatte ihr Gesicht als eine Erscheinung gesehen.

Noch stand ich dem Phänomen der Königin neutral gegenüber. Anders ihre Feinde, zu denen ungewöhnlicherweise auch die Werwölfe zählten, mit ihrer neuen Anführerin Morgana Layton.

Sie hatten es damals, als sich Jenna auf die Suche nach dem Grab der Königin begeben hatte, geschafft, die junge Frau zu vertreiben, und ihre Helfer zuvor getötet.[\[1\]](#)

Es gab also genügend Zündstoff, was die Königin von Saba und ihr Umfeld anging.

Hatten das Erscheinen der Frau und die Frage, ob ich eine Rose

wollte, auch damit zu tun?

Ich war mir beinahe sicher, denn bei dem Begriff Rose hatte es bei mir geklickt. Die Königin von Saba hatte auch etwas mit einer Rose zu tun, nur kam ich im Moment nicht darauf, um was es sich im einzelnen handelte. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt auch nicht darüber nachdenken, weil mich das Erscheinen der Fremden zu sehr ablenkte. Wenn sie etwas von mir wollte, sollte sie auch von allein auf dieses Thema zu sprechen kommen.

In ihrem Gesicht fiel der Mund kaum auf, so blaß waren die Lippen. Auch als sie lächelte, bewegten sich nur die Mundwinkel.

»Sie sprachen von einer Rose, die Sie mir verkaufen wollten, Madam. Was ist damit?«

»Nein, nicht verkaufen - schenken.«

»Oh, das wundert mich.«

»Wieso?«

»Wer verschenkt in der heutigen Zeit noch etwas?«

»Das geschieht in der Tat selten.«

»Und Sie gehören zu diesen Menschenfreunden?«

»So könnte man es sehen.«

»Man braucht es aber nicht.«

Sie hob die Schultern, ich schaute an ihr vorbei in die Mitte der Teestube hinein und sah dort die neuen Schwaden, die sich über der im Raum befindlichen Kochstelle gebildet hatten und gegen die Nischen trieben. Der Geruch war noch intensiver geworden. Er umwehte mein Gesicht wie ein Schleier.

Ich trank Tee. Für meinen Geschmack war er etwas zu bitter, auf Zucker jedoch wollte ich verzichten.

»Welche Bedeutung haben die Rosen für Sie?«

»Es sind wunderschöne Blumen, Sir.«

»Ja, das weiß ich.«

»Deshalb möchte ich Ihnen eine schenken. Diese Blume soll Sie an

etwas erinnern.«

»Bitte.«

Sie bewegte sich auf ihrem Platz. Die Hand verschwand in ihrem langen Mantel. Draußen war es winterlich kalt. Der erste Schnee hatte London überschüttet, viel Glätte hinterlassen und das Chaos auf den Straßen noch verschlimmert.

Die Unbekannte holte die langstielige Rose tatsächlich hervor. Ich wollte sie berühren, doch die Frau entzog sie meinem Griff. »Nein, nicht so einfach, Sir.«

Ich schaute sie skeptisch an. »Was hat das zu bedeuten? Ich will sie haben.«

»Ich möchte Ihnen etwas sagen«, flüsterte sie mir zu, »und es bleibt mir nicht viel Zeit.«

»Dann bitte.«

Eine Bedienung kam und unterbrach unser Gespräch. Das junge Mädchen trug ein Kleid aus Sackleinen. Ich bestellte für die Unbekannte eine Tasse Tee.

»Es wäre nicht nötig gewesen, Sir.«

Ich hob die Schultern. »Wollten Sie mir nicht etwas sagen, Madam?«

»Ja.«

»Wie heißen Sie eigentlich?«

Sie winkte ab. Die Haut spannte sich dabei scharf über ihre Handknöchel. »Was sind denn Namen? Sie sind Schall und Rauch. Sehen Sie nur mich an, und freuen Sie sich, daß ich hier bin.«

»Okay, ich kann sie also nicht haben.«

»Noch nicht.« Sie hob die Rose an. Daumen und Zeigfinger befanden sich in einer Lücke zwischen zwei Dornen. »Es ist eine wunderschöne Blume, eine herrliche Pracht. Die Natur hat sich etwas einfallen lassen. Schauen Sie sich nur einmal die feinen Blätter an. Sie fühlen sich wie feine Seide an. Es ist die Königin der

Blumen - aber, wie alle Königinnen, auch sehr sensibel und empfindlich. Sie dürfen ihr auf keinen Fall ein Leid antun, das wird sie niemals überwinden. Man muß sie hegen und pflegen, Sir, wenn man schon in der glücklichen Lage ist, sie zu besitzen.«

»Ich habe sie nicht.«

»Nein, ich will auf etwas anderes hinaus. Wissen Sie...« Der Tee wurde gebracht, und die Frau verstummte. Erst als das Mädchen sich wieder entfernt hatte, redete sie weiter. »Wer eine Rose besitzt, sollte sie hegen und pflegen, denn sie ist nicht nur die Königin unter den Blumen, sie ist auch sehr empfindlich. Schon seit alters her ist sie geliebt worden, das müßten Sie wissen.«

»Möglich.«

Sie lächelte schmal. »John Sinclair, ich bin nicht ohne Grund zu Ihnen gekommen, denn ich habe gespürt, daß es soweit ist. Diese Rose sieht äußerlich noch wunderschön aus, doch sie ist bereits dabei zu verfaulen. Diese Blume ist ein Indikator, ein Anzeiger für schlimme Dinge, die sich ereignen können.«

»Welche besondere Beziehung soll ich zu den Rosen haben?«

»Wenn Sie nachdenken, werden Sie darauf kommen.«

»Tut mir leid, aber...«

»Nicht jetzt, später. Wenn wir einmal nicht mehr sind. Es dauert gar nicht mal lange.«

Ich runzelte die Stirn. »Was sagen Sie da? Es dauert nicht mehr lange? Rechnen Sie mit Ihrem Tod?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Lassen Sie es mich erklären. Die Rose verblüht, und wenn sie verblüht, werde auch ich nicht mehr sein. Dann ist das Grab in einer großen Gefahr, Sir.«

Ich beugte mich über den Tisch. Die Teetasse rutschte vor. »Von welchem Grab sprechen Sie?«

»Vom Grab der Königin«, erwiderte sie mit einer Stimme, die bei mir eine Gänsehaut erzeugte.

Ich runzelte die Stirn, ein Zeichen, daß ich nachdachte. »Königinnen«, murmelte ich, »gibt es viele, das wissen Sie auch.«

»Ja, sehr viele, tote und noch lebende. Aber ich meine eine bestimmte, Sir.«

Bei mir klickte es. Eigentlich hätte ich schon früher auf die Lösung kommen müssen, schließlich war ich hier mit Jenna Jensen verabredet.

»Meinen Sie etwa die Königin von Saba?«

»Endlich!«

Ich bekam zwar keinen Schock, doch die zweite Haut auf meinem Rücken verstärkte sich. Das war interessant. Erst Jennas Anruf, das Erscheinen der Unbekannten, was würde noch folgen?

»Fällt Ihnen jetzt etwas ein, Sir?«

»Natürlich. Ich habe mit der geheimnisvollen Person zu tun gehabt. Nur ist ihr Grab nicht gefunden worden, sosehr man auch danach suchte.«

»Das weiß ich, Sir.«

»Aber es existiert?«

»So ist es!«

Ich nickte ihr zu. »Toll, daß Sie es so einfach behaupten können. Es hörte sich an, als wüßten Sie, wo das Grab liegt.«

Die Unbekannte schaute mich ernst an. »Das weiß ich auch, denn ich gehöre zu den Hüterinnen des Grabes. Sieben Totenwächterinnen bewachen es und sorgen dafür, daß ihr kein Leid geschieht. Solange die Rose blüht, hat die Königin Ruhe.«

Ich deutete auf die Blume. »Noch steht sie in voller Blüte, Madam. Wir brauchen also keine Furcht zu haben.«

Die Rose stand zwischen uns, von zwei Fingern gehalten. Sie war wie ein Zeichen, über das die Frau hinwegschaute. Ihr Gesicht blieb

dabei unbewegt. Dennoch rann etwas aus ihren Augen, das mich an kleine Perlen erinnerte.

Tränenwasser...

Sie weinte um die Rosen, um die Königin, vielleicht auch wegen ihres Schicksals. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Mir nicht mehr, denn das Ende ist nah. Ich habe es soeben noch geschafft, zu Ihnen zu kommen.« Den Tee hatte sie nicht angerührt. Die Frau blickte mich nur an.

»Nun, Sie sind da, aber...«

»Da, sehen Sie!«

Ich hatte die Frau angeschaut und gleichzeitig auch die Rose. Plötzlich erkannte ich, wie ein Zittern durch den Stiel lief. Diese Bewegung setzte sich fort, bis sie den Blütenkelch erreichte.

Da geschah es!

Bisher hatte ich die einzelnen, samtigen Blütenblätter trotz des schlechten Lichts als dunkelrot eingestuft. Nun begannen sie, ihre Farbe zu verändern.

Mir kam es vor, als würden die Haare eines unsichtbaren Pinsels über sie hinwegstreichen. Die Blätter nahmen einen anderen Farbton an. Es mußte ein tiefes, dunkles Grau sein, farblich zu vergleichen mit einem schneeverhangenen Nachthimmel.

Ohne daß die Unbekannte etwas dazugetan hätte, knickten die Blätter nach außenhin ab und fielen der Tischplatte entgegen. Noch waren sie ganz. Erst als sie die Platte berührten, lösten sie sich auf und blieben als winzige Staubhäufchen liegen.

Ich hielt den Atem an. Was hier vor sich ging, das war schon phänomenal.

Blatt für Blatt wechselte die Farbe, knickte ab, wurde zu Staub, und aus den Augen der Frau rannen die Tränen in langen, nassen Spuren bis hin zum Kinn.

Die Hände der Frau zitterten, sie ließ die Rose nicht los, saß nur

da, schicksalergeben, wie es mir vorkam.

Auch ich stand diesem Phänomen ratlos gegenüber und wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Auf irgendeine Art und Weise war ich hilflos, außerdem konnte ich nichts daran ändern. Die Blätter verwelkten zu Staub, das Sinnbild des Lebens verging.

Auch das letzte Blatt fiel ab. Es schaukelte der Tischplatte entgegen, berührte sie sanft wie eine Feder, und doch reichte der Druck aus, um es vergehen zu lassen.

Aus — vorbei...

Ich hatte keinen Kommentar gegeben, auch die Frau mir gegenüber schwieg. Sie wischte nicht einmal die Tränen fort. So schaute sie mich aus den nassen Augen an, die Lippen zuckten, dann nahm sie auch die andere Hand zu Hilfe und brach den Rosenstiel mittendurch.

»Vorbei«, flüsterte sie, »Es ist einfach vorbei. Die Rose gibt es nicht mehr, verblüht, zu Staub zerfallen — wie alles Leben, von dem wir uns so viel erhofften.«

Ich konnte ihr nicht einmal widersprechen, wollte es auch nicht und hoffte nur auf weitere Erklärungen, die sie mir vielleicht geben würde, um dem Phänomen auf die Spur zu kommen. Die Frau senkte den Kopf. So wie sie vor mir saß, machte sie einen verzweifelten Eindruck. Ich wollte nach ihrer Hand greifen, sie entzog mir ihre Finger.

»Es ist einfach der Lauf der Dinge«, erklärte sie mir. »Es hat so kommen müssen.«

»Ja, ich habe es gesehen.«

»Zuerst die Rose, dann ich, danach die Königin. Die feindlichen Kräfte sind stärker.«

Ich hatte ihre Worte genau verstanden, runzelte die Stirn und fragte nach. »Weshalb wollen Sie vergehen?«

»Ich will nicht, ich muß.«

»Wer sagt das?«

Vor der Antwort hob sie den Kopf, um mich direkt anzuschauen.
»Das Schicksal, Sir. Wenn die Rosen verblühen, haben auch die Grab-oder loten wächterinnen keinen Grund mehr, länger am Leben zu bleiben. Dann haben sie versagt, Sir.«

»Wieso versagt?«

»Sie werden es merken, Sir. Sie werden es sehr bald schon merken, wenn die Chance vorbei ist. Sie ist gegangen, sie ist geflohen wie die Asche im Wind. Ich habe gehofft, und ich hoffe noch immer. Möglicherweise können Sie es schaffen. Sie und die Frau...«

»Meinen Sie Jenna Jensen?«

»Richtig. Sie ist eine gute Person. Wenn jemand ihr Grab finden soll, dann muß sie es sein. Sie allein. Ich habe Vertrauen zu ihr, aber auch sie wird zu spät kommen. Auch jetzt ist sie noch nicht erschienen. Vielleicht hat es auch sie erwischt.«

»Kann ihr etwas passiert sein?« Ich war plötzlich aufgeregt. Wieder blickte mich die Frau aus ihren dunklen Augen an. »Kennen Sie die verschlungenen Pfade des Schicksals genau, Sir?«

»Nein, die kenne ich nicht.« Auch weiterhin schaute ich in ihre Augen, da ich den Rindruck hatte, daß mir ihr Blick eine Botschaft hinterlassen wollte.

Die Farbe der Pupillen hatte sich verändert. Sie waren auch nicht mehr so klar wie Perlen, etwas stimmte mit ihnen nicht. Hatten sie einen Grauschimmer bekommen?

Eigentlich war es verrückt, dies anzunehmen, aber ich hatte mich nicht getäuscht.

Auch nahmen sie an Größe an. Plötzlich füllten sie die gesamten Augen aus. Ich schaute nur in diese Finsternis hinein, die ebenfalls ihre tiefe Dunkelheit verlor und genau den Farbton bekam, den ich auch von den Rosen her kannte. Unnatürlich grau...

Ich spürte den Druck in meiner Brust. Das Herz schlug plötzlich schneller, eine kalte Hand kroch über meinen Rücken mit sich rasch

bewegenden Fingern.

»Mein Schicksal und das der Rose sind eng miteinander verknüpft, Sir. Sie werden es sehen.« Bei ihrer Antwort hatte sie die Hände gegen das Gesicht gepreßt und die Finger etwas gespreizt. Allerdings nicht so stark, als daß ich viel von ihrem Gesicht hätte erkennen können. Dennoch blieb mir das Unbegreifliche und Grauensvolle nicht verborgen. Zwischen den Fingerspalten quoll etwas hervor, drückte von innen dagegen und fand seinen Weg nach außen.

Ich wollte es nicht glauben, konnte es allerdings auch nicht abstreiten. Was da zu Boden rieselte, war Staub.

Die mir unbekannte Frau begann damit, zu Staub zu zerfallen wie ein alter Vampir, dem jemand einen Eichenpflock mitten ins Herz gerammt hatte...

Das Thermometer war unterhalb des Gefrierpunktes gesunken. Die Pflützen auf den Fahrbahnen und Gehsteigen hatten eine helle Schicht aus Eis bekommen und bildeten gefährliche Rutschbahnen, die sich auch auf der Fahrbahn an den Gehsteigkanten entlangzogen. Diese helleren Flächen sah auch Dr. Jenna Jensen, wenn sie aus dem Fenster ihres Wohnzimmers schaute. Das Eis brach sogar das Licht der Straßenlaternen und hatte an manchen Stellen ein buntes Muster aus Spektralfarben bekommen.

Über London lag der Himmel wie eingepackt. Sterne strahlten ihr Licht ab. Es würde ein sehr klare Nacht mit noch stärkerem Frost werden, der erste in diesem Jahr. Doch die Gedanken der Frau beschäftigten sich nicht mit dem Wetter, sie wanderten weit in die Vergangenheit, die teilweise im Dunkel der Geschichte begraben lag. Darüber dachte Jenna nach, und sie beschäftigte sich dabei mit einem Problem. Es war die Königin von Sabal Jeder Mensch besitzt irgendwie eine Aufgabe. So war es auch bei Jenna Jensen. Sie hatte sich vorgenommen, das Grab der Königin zu finden. Es wäre der

Fund gewesen, die Entdeckung der Archäologie in den letzten Jahrzehnten. Im Gegensatz zu vielen ihrer Kollegen war Jenna davon überzeugt, daß dieses Grab tatsächlich existierte. Irgendwo in Arabien, dem heutigen Jemen. Doch damals, zu Zeiten der Königin, hatte die gewaltige Halbinsel noch anders ausgesehen.

Da durchschnitten die großen Karawanenstraßen das riesige Land. Man hatte diesen Straßen Namen gegeben. Es gab die Weihrauchstraße, die Seidenstraße und dazwischen noch die üblichen Handelswege. Sie alle lagen unter dem Sand der Geschichte begraben, ebenso wie die historisch wichtigen Städte Marib und Sana.

Dort hatte die Königin über ein großes Reich geherrscht, hieß es. Sie war verteufelt und glorifiziert worden. Von Christen, Juden und Mohammedanern. Jeder hatte sie anders in Erinnerung. Die einen positiv, die anderen negativ. Selbst die moderne Black-Power-Bewegung führte ihre Wurzeln auf das Leben der Königin von Saba zurück, denn sie war die erste mächtige Schwarze und so etwas wie eine Stammutter der Bewegung gewesen. Das alles wußte Jenna Jensen und vieles mehr. Dennoch war es ihr bis heute nicht gelungen, das Grab der Königin zu finden, obwohl sie vielen Hinweisen nachgegangen war und auch expeditionsartige Reisen nach Arabien unternommen hatte. Fast wäre sie bis zu der Stelle des angeblichen Grabes gelangt. Da jedoch waren Hindernisse aufgetaucht, denn nicht allein sie suchte die Stätte, auch andere wollten sie finden, allerdings mit gefährlichen Absichten.

An der Spitze stand Morgana Layton, die Anführerin der Wölfe. Die Wolfsmagie war älter als die Welt, das wußte Jenna von ihrem guten Bekannten John Sinclair. Welches Motiv die Wölfe allerdings hatten, um sich gerade um die Königin von Saba zu kümmern, war Jenna unbekannt.

Sie glaubte fest daran, daß sie das Grab finden und der Königin

gegenüberstehen würde.

Kontakt mit ihr hatte sie schon einmal bekommen. Ein goldenes Henkelkreuz war ihr dabei behilflich gewesen, diese Verbindung herzustellen.

Dadurch hatte Jenna auch erfahren, wer noch zu den Feinden der Königin zählte. Eine Vampirin namens Layana, die dem geheimnisvollen und ebenfalls uralten Schlangenkult frönte. Layana war vernichtet worden, doch die Hoffnung, den Weg zur Königin nun frei zu sehen, hatte sich für Jenna Jensen nicht erfüllt.[\[2\]](#)

Dabei wußte sie ungefähr, wo das Grab liegen mußte. Nahe der alten Stadt Marib, die unter meterhohem Wüstensand begraben lag. Über Marib erzählte man sich viele Geschichten. In verschlüsselter Form kehrte die Existenz der Königin in den Legenden der Jememiten und auch der Sabäer wieder. Beide Volksgruppen lebten verstreut in Afrika und Arabien. Äthiopien war zu einem wahren Einwandererland der Sabäer geworden. Das Blut dieser Menschen hatte sich im Laufe der Jahrtausende mit dem anderer Volksgruppen vermischt, doch die alten Sagen waren geblieben.

Sie wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Nicht wenige glaubten daran, daß die Königin von Saba irgendwann einmal zurückkehren würde, um ihr Volk zu sammeln, um es zu Ruhm und Ehre zu führen.

So weit wollte Jenna es nicht kommen lassen. Sie dachte realistischer darüber, aber ihr konnte niemand den Glauben daran nehmen, daß das Grab existierte und es die Königin gegeben hatte.

Außerdem besaß sie so etwas wie einen Beweis. Zwar keinen faßbaren, aber sie und die neue Königin der Wölfe, Morgana Layton, waren zusammengetroffen und hatte miteinander geredet. Morgana Layton hatte Jenna gewarnt, weiterhin nach dem Grab zu forschen. Niemand sollte das Grab der Königin finden.

Den Grund für dieses Verhalten kannte Jenna. Sie wußte jedoch,

daß Morgana Layton das Grab kannte, also war sie auch über den genauen Ort informiert. Und die Königin sollte noch leben, sie war angeblich nicht vermodert und zu Staub zerfallen. Sie wollte Morgana sogar vertraut und sie mit einem großen Wissen ausgestattet haben. Zudem war Morgana in der Lage, Raum und Zeit zu überwinden. Ob das allerdings stimmte, dessen war Jenna sich nicht sicher.

Es war ihr geraten worden, die Königin und alles, was mit ihr zusammenhing, zu vergessen.

Genau dies war Jenna nicht möglich gewesen. Es ging nicht so leicht, die Aufgabe des Lebens kurzerhand hintenanzustellen, sie trat nur etwas kürzer und forschte nicht mehr so offiziell, doch vergessen hatte sie nichts.

Auch wenn in Morganas Adern das Blut der alten Rasse strömen sollte, so fühlte sich Jenna Jensen doch prädestiniert dafür, das Grab der Königin und sie selbst als erste zu finden.

Falls Morgana es noch nicht gefunden hatte. Das war nicht sehr wahrscheinlich. Weit davor schien sie nicht zu stehen, da es gewisse Anzeichen gab, die darauf hindeuteten, wie auch Jenna bemerkt hatte. Begonnen hatte es mit den geheimnisvollen Anrufen, den flüsternden Stimmen, die ihr erklärten, daß die Zeiten der Rose vorbei waren. Die Rosen würden welken und ihr Leben verlieren, und die Königin würde in eine tiefe Trauer verfallen.

So hatte man es ihr des öfteren mitgeteilt und auch von den Personen gesprochen, die das Grab der Königin mit immer blühenden Rosen in den Händen bewachten.

Sie hatten somit einen Schutzschirm aufgebaut, der nicht durchdrungen werden durfte. Die Anrufe allerdings deuteten darauf hin, daß so etwas Ähnliches geschehen sein mußte. Für Jenna konnte es nur bedeuten, daß sich die Königin in großer Gefahr befand.

Sie hielt noch nichts Konkretes in der Hand, nur eben diese Anrufe,

von denen der letzte wie ein Hilfeschrei geklungen hatte. Die sieben Totenwächterinnen konnten nicht mehr länger das Grab der Königin bewachen. Sie mußte etwas tun und in die Offensive gehen, und sie hatten Jenna um Hilfe gebeten, denn sie war diejenige Person, der die Königin von Saba vertraute.

Für die junge Wissenschaftlerin war diese Tatsache kaum zu fassen. Ausgerechnet sie war von der Königin auserwählt worden, sie möglicherweise zu retten.

Allein jedoch stand sie den ungeheuren Problemen hilflos gegenüber. Deshalb hatte sie beim letzten Anruf einen Namen genannt, den auch die Grabhüter genau verstanden hatten.

John Sinclair!

Er war derjenige, der ebenfalls Kontakt zur Königin von Saba gehabt hatte. Zudem galt er als Todfeind Nummer eins der grausamen schwarzen Mächte. Nicht grundlos hatte man ihm den Namen Geisterjäger gegeben, denn er kümmerte sich um Dinge und Vorgänge, wo ein normaler Polizist das Handtuch warf.

Jenna und er mochten sich. Zwischen den beiden herrschte so etwas wie eine gute, tiefe Freundschaft. Sie besaßen die gleiche Wellenlänge und glaubten beide an gewisse Dinge, über die andere Personen nur lächelten.

Sollten sie lächeln - irgendwann jedoch würden sie eines Besseren belehrt werden.

Nach Jennas Anruf hatte John Sinclair sofort zugestimmt. Beide wollten sich in einer Teestube treffen, die nicht weit von der Wohnung der Wissenschaftlerin entfernt lag.

Natürlich war auch John Sinclair stark daran interessiert, das Geheimnis der Königin herauszufinden, und Morgana Layton gehörte nicht gerade zu seinen Freunden, auch wenn diese Person - mal Mensch, mal Wolf — ein schlimmes Schicksal hinter sich hatte.

Jenna schaute auf die Uhr. Sie hätte sich gern forden Nachmittag

verabredet gehabt, da war der Geisterjäger jedoch in einer Besprechung gewesen. So blieb nur der Abend.

Den Weg bis zur Teestube wollte sie zu Fuß zurücklegen. Sie hätte John auch zu sich bitten können, doch sie wollte mal raus aus der Wohnung und in einer fremden Umgebung mit dem Geisterjäger sprechen. Die Einrichtung der Wohnung zeugte davon, welchen Beruf Jenna Jensen ausübte. Von ihren Reisen hatte sie sich stets Souvenirs mitgebracht, die an den Wänden hingen oder als Plastiken auf dem Boden standen. Schöne Dinge, über die manche Besucher staunten, vor allen Dingen dann, wenn Jenna ihnen genau die Herkunft und die Historie dieser Fundstücke erklären konnte.

Sie ging in den Flur und schaltete dort das Licht ein. Der warme, helle Thermomantel hing an der Garderobe. Sie würde ihn überstreifen müssen, auch wenn die Strecke nicht lang war. Aber der in die Straßen blasende Nordwind biß in die Haut und kühlte sie stark durch. Jenna betrachtete sich im hohen Spiegel. Sie war in der letzten Zeit schmal geworden, eigentlich noch schmäler als früher. Das galt besonders dem Gesicht. Es zeigte einen aparten Schnitt mit einer sehr weich wirkenden Haut. Das Gestell der schmalen Brille besaß die gleiche braune Farbe wie ihr Haar, die sich in den Augenbrauen wiederholte.

Ihre Hand berührte bereits den Mantel, als die Türklingel anschlug. So überraschend für Jenna, daß sie zusammenzuckte.

Wer konnte das sein? Eingeladen hatte sie keinen Menschen. Vielleicht John Sinclair, der es sich anders überlegt hatte. Mit einem etwas unruhigen Gefühl ging Jenna auf die Tür zu. Leider besaß sie kein Guckloch, durch das sie hätte schauen können. So öffnete sie die Tür einen Spalt, blickte in den Flur und sah direkt in das Gesicht einer vor der Tür stehenden Frau.

Es war eine Bekannte, wenn auch nicht gerade eine Freundin von ihr. Im Flur stand - mit einem kalten Lächeln auf den etwas breiten

Mit jedem Besucher hatte Jenna Jensen gerechnet, nur nicht mit ihr. Durch ihren Körper raste ein heißer Blitz. Ihr wurde warm, dennoch verlor sie die Farbe aus dem Gesicht.

Morgana behielt das Lächeln bei. »Hallo, Jenna. Möchtest du mich nicht hineinlassen?«

Die Wissenschaftlerin schüttelte den Kopf. Sie wollte die Tür auch wieder zudrücken. Damit hatte Morgana wohl gerechnet und ihren Fuß so hochgekantet, daß die Tür dagegenstoßen mußte.

»Aber nicht doch. Seit wann bist du so unhöflich einer Freundin gegenüber?«

»Geh! Du bist nicht meine Freundin!«

»Doch, das bin ich. Ich kam, um dich vor Schaden zu bewahren. So etwas sollte unter Freundinnen doch selbstverständlich sein. Meinst du nicht auch, Jenna?«

»Nein, ich wollte...«

»Ich weiß, daß du weggehen wolltest, aber nicht mit mir, kleine Jenna.«

Sie drückte mit der flachen Hand gegen die Tür und bewies, welche Kraft in ihr steckte. Obwohl Jenna sich dagegenstemmte, konnte sie dem Druck nicht standhalten.

»Ich werde schreien, ich...«

»Ach, kleine Jenna.« Es klang beinahe mitleidig, wie Morgana die Worte aussprach. Dann war die Bahn frei.

Jenna taumelte in den Flur, die Tür hätte sie fast noch gestreift. Sie prallte mit dem Rücken gegen die Seite der Garderobe und mußte mit ansehen, wie sich ihre unheimliche Besucherin in die Wohnung schob. Sie tat, als wäre sie hier zu Hause, drückte die Tür zu, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und schaute sich lächelnd um.

Auch Jenna bekam Gelegenheit, sie zu betrachten. Morgana Layton

hatte sich seit ihrem letzten Treffen nicht verändert. Noch strahlte sie diese Kälte aus, die schon fast einer Arroganz glich. Das Haar umwehte als braunrot schimmernde Flut ihren Kopf, zu dem das etwas breite Gesicht mit dem auch zu breiten Mund und den kalten raubtierhaften Augen paßte. Diese Person strahlte als Frau eine aggressiv anmutende Erotik aus, passend dazu auch die Figur, die sich in dünnes Leder gekleidet hatte, das den Körper wie eine zweite Haut umschloß. Das Leder schimmerte in einer ungewöhnlichen Farbe. Die Töne lagen zwischen einem weichen Grün und einem sehr harten Dunkelbraun. Die Lippen hatte Morgana Layton mit einem ebenfalls grünlich schimmernden Stift nachgezogen, damit sich dort die Farbe ihrer Pupillen wiederholte.

Daß auch sie gegen Kälte nicht unempfindlich war, bewies der Pelzmantel, den sie übergeworfen hatte. Er stand offen, die Hände der Frau steckten in den seitlich angebrachten Taschen. So kalt wie der Ausdruck ihrer Augen war auch das Lächeln auf ihren Lippen. Sie bewegte nur die Pupillen, als sie sich umschaute. »Nett hast du es hier, Jenna.«

Die Archäologin hatte sich wieder gefangen. Sie strich ihr Haar zurück und fragte: »Was willst du von mir?«

Morgana ging einen Schritt vor. »Dich besuchen.«

»Danke, darauf kann ich verzichten. Außerdem wollte ich gerade weg, wenn du verstehst.«

Sie lächelte breiter. »Ich verstehe nicht nur, ich weiß es sogar. Du wolltest sicherlich zu ihm.«

Obwohl Jenna genau wußte, wen die Frau damit meinte, stellte sie die Frage. »Ich weiß nicht, was du...«

Morganas Handbewegung wirkte so, als wollte sie die restlichen Worte einfach wegwischen. »Es geht um Sinclair, um unseren gemeinsamen Freund, kleine Jenna.«

»Ob er dein Freund ist, weiß ich nicht. Ich kann es mir auch nicht

vorstellen.«

Die Layton ging nicht auf die Bemerkung ein. »Läßt du deine Besucher immer in der Diele oder im Flur stehen?«

»Wenn sie nicht willkommen sind, ja.«

»Mir gefällt es hier aber nicht.«

»Du kannst gern wieder verschwinden. Hinter dir ist die Tür.«

»Sehr richtig, aber vor mir auch.«

Jennas Augen blitzten. Sie wollte protestieren, doch Morgana Layton ließ es dazu nicht kommen. Mit zwei Schritten hatte sie Jenna erreicht und drückte sie zurück.

Die Tür stand offen, so daß es der Wolfsfrau keine Schwierigkeiten bereitete, Jenna Jensen in den Wohnraum zu stoßen. »Setz dich hin, Mädchen, es ist besser für dich.«

»Nein, ich...«

»Setz dich!« Der nächste Stoß katapultierte sie in einen der Sessel. In Jenna stieg es heiß hoch. Wut und Scham über diese Niederlage brannten in ihrem Innern. Sie hatte Mühe, die Tränen der Wut zu unterdrücken. Und Morgana Layton stand vor ihr, blickte sich um, ging sogar zum Fenster, kam wieder zurück und blieb lächelnd stehen.

»Nett hast du es hier, sehr nett.«

»Danke.«

»Nur schade, daß du dies alles aufgeben willst, kleine Jenna.«

»Ich und aufgeben?« Sie mußte lachen. »Wer hat denn davon gesprochen?«

»Ich weiß, daß du es aufgeben wirst.«

»Tut mir leid, aber...«

»Jenna, bitte. Es ist vorbei, begreife das doch endlich! Es gibt keine Chance mehr für dich. Wenn du dich nicht radikal änderst, wird man dich bald begraben, so ist das. Und niemand wird nach deinem Grab suchen, so wie andere nach dem Grab der Königin.

Hast du mich jetzt verstanden?«

»Ja, ich weiß.«

»Dann bin ich zufrieden.« Morgana Layton ließ den Pelzmantel an, als sie ebenfalls Platz nahm. Noch einmal schaute sie sich mit leicht gerunzelter Stirn um.

»Was willst du eigentlich?« erkundigte sich Jenna, weil ihr das Schweigen der Frau auf die Nerven fiel.

»Ich möchte bei dir warten.«

»Tatsächlich? Auf wen denn?«

»Aul auf eine Person, die wir gemeinsam kennen.«

»John Sinclair?«

Morgana klatschte in die Hände. »Wunderbar, Jenna. Ich sehe, du denkst mit.«

»Nur wirst du das Pech haben. John Sinclair wird mich nicht besuchen. Tut mir leid.«

»Du wolltest zu ihm in die Teestube.«

Es gelang Dr. Jensen nur schwer, ihr Erschrecken zu unterdrücken. Woher wußte diese Person es?

Morgana lächelte. »Jetzt rotieren in deinem Kopf die Gedanken, wie?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Dann solltest du auch wissen, daß es mir möglich ist, Raum und Zeit zu durchheilen und ich in der Lage bin, über Gedanken und Träume Bescheid zu wissen.«

Jennas Augen hinter den Gläsern der Brille verengten sich. »Das glaube ich dir nicht.«

»Hast du einen Grund?«

»Ja.« Sie beugte sich vor. »Es gibt gewisse Anzeichen, die darauf hindeuten, daß das Grab der Königin endlich gefunden wird.«

»Ach ja!«

»Tu nicht so scheinheilig. Du wirst es sicherlich wissen.«

Morgana lächelte mokant. »Vielleicht weiß ich es tatsächlich? Möglicherweise bin ich diejenige Person, die das Grab der Königin endlich gefunden hat.«

»Dann wärest du längst in Arabien!« rief Jenna spontan. »Aber du sitzt hier, also bist du dir auch nicht so sicher, wie mir scheint. Du hast Furcht davor, daß John Sinclair und ich miteinander reden und die neuen Tatsachen durchgehen.«

»Welche wären das denn?«

»Ich habe die Veränderungen gespürt. Die Zeiten der Rose sind vorbei. Leider, und ich kenne die Weissagungen. Es fing mit dem Rätsel der Königin von Saba an, das sie damals dem Salomon stellte. Seit dieser Zeit durchweht die Rose die Geschichte um die Königin. Wenn diese Blume aber verwelkt, wird die Königin nie mehr mit einer Rückkehr rechnen können. Dann bleibt ihr Grab geschlossen.«

Morgana gab keine Antwort. Sie lächelte nur, stand auf und trat ans Fenster, von wo sie auf die Straße schaute. »Ja, du hast recht«, erwiderte sie nach einer Weile. »Es ist soweit. Ich werde ihre Stelle einnehmen. Ich habe lange warten müssen. Die Königin hat mich seit jeher fasziniert. Niemals bin ich von ihr losgekommen. Sie war mein großes Vorbild, dem es nachzueifern galt.«

»Niemals wirst du sie erreichen.«

»Das weiß ich nicht, das glaube ich auch nicht.« Sie drehte sich um und schaute auf die sitzende Jenna Jensen. »Die Zeit der Rosen ist vorbei. Sie welken dahin, vieles stirbt, auch die Königin. Wer sie retten will, muß ihr Grab finden. Das gleiche muß auch derjenige tun, der ihre Machtfülle übernehmen will.«

»Also du?«

»Ich kann es nicht leugnen, Jenna. Ich habe mich nun mal für sie entschieden, dabei wird es bleiben. Wehret den Anfängen, heißt es. Wie ich es sehe, liegen die Anfänge hier, was mir überhaupt nicht

gefällt. Also muß ich dagegen angehen.«

»Was heißt das im einzelnen?« Jennas Stimme klang brüchig, als sie die Frage stellte.

Die Layton verzog ihre Mundwinkel. »Kannst du dir das nicht denken, Jenna?«

»Schon.«

»Ich will es dir trotzdem sagen. Da ich deine Verbissenheit kenne, muß ich zu härteren Mitteln greifen und dich ausschalten. Die Sache, um die es mir geht, ist weltumspannend, zu groß, als daß man Rücksicht nehmen kann. Figentlich bin ich gekommen, um dich zu stoppen, kleine Jenna.«

Die Wissenschaftlerin brauchte nicht lange nachzudenken, um die Dinge auf den Punkt zu bringen. »Das heißt mit anderen Worten, daß du mich ermorden willst!«

»So kann man es auch sehen, Jenna. Genau so und nicht anders. Dabei wird dir auch John Sinclair nicht helfen können. Denn wir sind allein, Jenna.« Sie senkte ihre Stimme. »Ganz allein, verstehst du das...?«

Die Haut, nein, der mehliges Staub rieselte durch die Öffnungen zwischen den Fingern der mir gegenüberstehenden Frau und rann als Fahne dem Tisch entgegen, wo er liegenblieb.

Niemand beobachtete uns. Die Unbekannte saß mit dem Rücken zum offenen Lokal hin. Zudem wehten Dunstschleier in die Nische, noch immer mit zahlreichen Düften und Gerüchen angereichert. Ich sprach kein Wort, schaute nur zu und spürte das Kratzen in meinem Hals.

Mein Blick galt allein ihren Händen und dabei natürlich den Fingern. Auch jetzt lagen sie vor dem Gesicht, aber ihr Druck verstärkte sich, so daß sie es schafften, die Haut regelrecht nach innen zu pressen und an die Knochen zu gelangen.

Dabei vernahm ich ein fürchterliches Geräusch. Ein leises Knacken, als würde im Kopf etwas zerbrechen. Wahrscheinlich traf dies zu, denn nicht nur die Haut zerbröselte zu Staub, auch das, was nicht sichtbar hinter ihr lag.

Knochen, Knorpel, Adern. Das Gesicht war hinter den Händen verschwunden, nur den Staub sah ich noch, der als feiner Regen dem Tisch entgegenrieselte.

Sie bewegte noch immer die Hände. Dabei drückte sie ihren Kopf regelrecht zusammen. Eine Wolke aus mehligem Staub entstand, in die auch die Haare mit einbezogen wurden, denn auch sie veränderten sich auf schaurige Art und Weise.

Dann sackte die Gestalt zusammen.

Das geschah von einem Augenblick zum anderen und so schnell, daß ich nicht mehr reagieren konnte.

Der Vorgang hatte mich geschockt, bewegungslos gemacht. Wie zu Eis gefroren blieb ich sitzen und fühlte mich auch nicht in der Lage, über dieses furchtbare Phänomen näher nachzudenken. Ich nahm es einfach hin, ich mußte es hinnehmen.

Staub, wohin ich schaute. Nicht nur auf der Platte des viereckigen Tischchens, auch auf dem Stuhl eingepackt in den langen Mantel und neben dem Sitzmöbel.

Schritte schreckten mich hoch. Die Bedienung kam in die Nische und blieb abrupt stehen.

»M... Mister!« stotterte sie und deutete auf den zusammengefallenen Mantel. »Was ist geschehen? Wo ist die Frau?«

»Gegangen.«

»Nein, ich hätte sie...«

Mit einer müde wirkenden Bewegung stand ich auf. Mein Blick traf das Mädchen hart. »Sie werden jetzt nichts sagen«, flüsterte ich scharf. Dann zeigte ich meinen Ausweis.

»Polizei?«

»Ja.«

»Sorry, aber hier wird nicht gedealt.«

»Darum geht es mir nicht. Ich brauche ein Telefon.«

»An der Theke.«

»Danke.«

Ich lief hin. Hier hingen die Schwaden noch dichter. Die Gesichter der meist jungen Leute erkannte ich nur schemenhaft. Ich konnte den Staub nicht einfach hier lassen, er mußte untersucht werden, und zwar von unseren Wissenschaftlern. Diese Experten waren in der Lage, sein Alter zu bestimmen.

Begeistert war der zuständige Kollege nicht, als er meine Stimme vernahm und den Wunsch hörte.

»Muß es sofort sein?«

»Ja, ich warte auf Sie. Bitte, beeilen Sie sich, ich habe noch einen anderen Termin.«

»Ist gut.«

Mein nächstes Ziel war Jenna Jensen. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß sich unsere bisher noch unbekannten Gegner allein auf mich konzentriert hatten. Nein, dahinter steckte Methode. Und Jenna hätte längst schon erscheinen müssen.

Ihre Rufnummer kannte ich auswendig. Es läutete durch, es läutete weiter, aber nierrtand hob bei ihr ab. Es gab zwei Möglichkeiten.

Entweder befand sie sich auf dem Weg zur Teestube — oder jemand hinderte sie daran, den Hörer zu nehmen. Das konnte natürlich auch sein. Ich tendierte eher zu der zweiten Möglichkeit. Die mir unbekannte Frau hatte von sieben Grabwächterinnen gesprochen. Eine war zu Staub zerfallen. Es existierten noch sechs. Wo befanden sie sich? Im Grab der Königin? Waren sie auch ausgeschickt worden, um Spuren aufzunehmen?

Eine sehr schwere Frage, deren Antwort ich sicherlich nicht heute finden würde. Schon zu diesem Zeitpunkt überkam mich die Ahnung,

daß die Lösung des Rätsels nicht in London lag. Ich würde bestimmt nach Arabien müssen, in die Heimat der Königin von Saba, Tausende von Meilen von London entfernt.

Die Blicke der Bedienung begleiteten mich, als ich zurück zu meinem Platz ging. Ich überlegte, ob ich Suko alarmieren sollte, ließ es aber bleiben.

Jenna Jensen war wichtiger.

Ich rauchte eine Zigarette. Meinen Tee rührte ich nicht an. Auf seiner Oberfläche lag ebenfalls eine graue Staubschicht, mich ekelte davor. Die Kollegen würden einige Zeit brauchen, bis sie hier eintrafen. Das wiederum dauerte mir zu lange, deshalb ging ich noch einmal zum Telefon und rief beim nächsten Polizeirevier an. Dort versprach man, so schnell wie möglich zwei Beamte zu schicken.

Sie trafen innerhalb von drei Minuten ein. In der Teestube wurde es totenstill, als die Männer in den blauen Uniformen eintraten. Manchen Gästen war das schlechte Gewissen anzusehen.

Sie atmeten erst auf, als die Polizisten mit mir in der Nische verschwunden waren.

Ich erklärte ihnen ihre Aufgabe. Sie waren überrascht, daß ich auf die Bewachung des Staubs einen derart großen Wert legte.

»Lohnt sich das denn, Sir?«

»Und ob.«

»Wie Sie meinen.«

Ich gab ihnen noch einige Instruktionen und verließ den Laden. Draußen empfing mich die Kälte. Der Nordwind hatte nicht nachgelassen. Ich stellte den Kragen der gefütterten Lederjacke hoch, damit mir der Wind wenigstens nicht in den Nacken blies.

Bis zu Jennas Wohnung brauchte ich keinen Wagen. Ich ließ den Rover stehen, dessen Scheiben allmählich von einer Eisschicht überzogen wurden. Sie glänzte auch auf dem Dach.

Ich ging schnell. Wegen der winterlichen Kälte waren die

Passanten verumummt, die mir entgegenkamen. Das Licht der Laternen erschien mir härter als sonst.

Meine Schritte hallten auf dem Gehsteig nach. Je näher ich meinen Ziel kam, um so mehr beschleunigte ich den Gang. Irgend etwas trieb mich voran. Die Sorge um Jenna wuchs ständig. Ich achtete auch drauf, wer mir entgegenkam und ob sich Jenna darunter befand, doch es war nichts von ihr zu sehen.

Vor Jennas Haus blieb ich stehen. Es war ein altes Gebäude, in dem sie ihre geräumige Wohnung besaß. Ich blickte an der Fassade hoch. Hinter den Fenster in der ersten Etage schimmerte Licht. Dort wohnte die junge Wissenschaftlerin.

Das wiederum gab mir etwas Hoffnung. Ich tauchte in die Nische, an deren Ende die Haustür lag, und fand sie verschlossen. Sollte ich einfach klingeln?

Nein, das sparte ich mir. Ich wollte Jenna überraschen und kramte in meinen Laschen herum. Das schmale Besteck fand ich sehr schnell. Damit ließen sich manche Türschlösser öffnen. Auch dieses hier sah nicht gerade stabil aus.

Bevor ich die Tür nach innen drückte, schaute ich auf die Uhr. Es war genau zwanzig Uhr. Vor einer halben Stunde hätte Jenna spätestens in der Teestube eintreffen müssen.

Im Flur hing zwar kein ungewöhnlicher Geruch, dennoch störte er mich irgendwie. Nicht wegen des Putzmittels, so etwas kannte ich von dem Haus her, in dem ich lebte. Nein, da war etwas anderes vorhanden, das ich nicht mochte.

Ein strenger Geruch, fast schon ein Gestank.

Ich hatte das Flurlicht eingeschaltet. Die breite Treppe aus Stein, dazu das Holzgeländer, all das hatte ich noch sehen können und auch die mit gelbgrünen Fliesen bedeckten Wände.

Dann verlosch das Licht.

Wer es so kurz eingeschaltet hatte, litt an falscher Sparsamkeit. Ich

war auf die Treppe zugegangen und hatte mich vom Lichtschalter entfernt. Es gab zwei davon. Einer leuchtete als roter Punkt nach der ersten Treppenstufe.

Auf ihn ging ich zu.

Aus den Wohnungen hörte ich keine Geräusche. Wer hier lebte, verhielt sich still. Die Treppe selbst hatte ich noch nicht erreicht, als ich das scharfe Knurren vernahm, vermischt mit einem Fauchen, als würde jemand besonders scharf atmen.

Ich blieb stehen.

Etwas rann meinen Rücken hinab wie dünnes Eis. Im nachhinein dachte ich über das gehörte Geräusch nach und kam auch zu einem Ergebnis, über das ich nicht länger nachdenken konnte, denn urplötzlich bewegte sich rechts neben der Treppe ein etwas hellerer Schatten. Ich sah das gelbe Leuchten gleich zweimal und wußte, was er zu bedeuten hatte.

Mich starrten Raubtieraugen an.

Und die konnten nur zu den Wölfen gehören. Wenn ja, dann war Morgana Layton wieder mit im Spiel...

Nach dem dritten Klingeln griff Jenna Jensen zum Hörer, ohne ihn abheben zu können, denn Morgana Layton hatte blitzschnell ihre Hand auf die der Wissenschaftlerin gelegt.

»Keine übereilten Reaktionen, Jenna. Du wirst den Hörer nicht abheben, klar?«

Jenna schloß die Augen. Der Griff der anderen Hand war verdammt hart, er drückte die Knochen ihrer Finger gegeneinander.

»Weshalb nicht?«

»Frag nicht so dumm.«

»Es braucht nicht John Sinclair zu sein. Vielleicht eine andere Person, die mich...«

»Sie wird noch einmal anrufen.«

Beide Personen hatten in das Klingeln hineingesprochen, das schließlich verstummte. Erst jetzt zog Morgana ihre Hand zurück und ließ Jenna in Ruhe.

Die atmete tief aus, drehte sich langsam herum und sah wieder das kalte Lächeln der Wolfsfrau, das ihr regelrecht unter die Haut schnitt, als wäre sie von einer Messerklinge gestreift worden.

»Sorry, Jenna, es ist alles deine Schuld. Du bist Archäologin und hättest dich um andere Dinge kümmern sollen als um die Königin von Saba. Die alten Griechen, die Karthager, die Phönizier, die Sumerer und Atlantis bieten genügend Stoff für eine Person wie dich. Weshalb mußte es gerade die Königin von Saba sein?«

»Sie hat mich fasziniert, wie dich auch.«

»Das begreife ich sogar. Nur kann und darf es nur eine geben, die ihr Geheimnis enträtselt. Es hängt sehr viel davon ab.«

»Was denn?«

»Ich behalte es für mich.« Morgana lächelte sphinxhaft, und ihre Augen funkelten dabei. »Sogar einiges, das bis hinein in unsere Zeit spielt und sogar deinen Freund angeht.«

»John Sinclair wird es wissen.«

»Nein, er weiß es eben nicht. Er besitzt etwas Kostbares und ahnt nicht, daß es Zusammenhänge gibt.«

»Meinst du sein Kreuz?«

Sie behielt das Lächeln bei. »Vielleicht - vielleicht auch nicht.« Dann schaute sie auf ihre Uhr. »Eigentlich müßtest du längst überfällig sein, Jenna...«

»Bin ich auch, und John Sinclair wird entsprechende Dinge in die Wege leiten.«

»Meinst du?«

»Da stehe ich voll hinter.«

»Hoffentlich kommt er!«

Morgana Layton hatte den letzten Satz derart hart und fast haßerfüllt

ausgesprochen, daß Jenna erschrak. »Du möchtest, daß er zu mir in die Wohnung kommt?«

»So ist es.«

»Und dann?«

»Ich habe dir erklärt, was ich mit dir vorhabe. Jenna, es wird Zeit, meine Regeln einzuhalten. Wie ich dich kenne, bist du nur mit Gewalt zu stoppen.«

Die Frauen starrten sich an. Im Raum brannte die Deckenbeleuchtung nicht. Nur zwei sich gegenüberstehende Lampen gaben ihren Schein ab, wobei einer noch von einem nach unten hängenden Schirm gedämpft wurde, so daß mehr Licht auf den Boden fiel.

In den Augen der Wolfsfrau lag Eis. Es verschwand auch nicht, als sie ihre Schultern bewegte und dafür sorgte, daß ihr Mantel nach unten und nach hinten rutschte. Wie von Geisterhänden bewegt, glitt er von ihrem Körper. Sie trug jetzt nur mehr das dünne Kostüm aus Leder. Jenna zuckte die Achsel. Um ihren Magen schloß sich bereits ein Reif.

»Was soll das?« hauchte sie.

»Das wirst du sehen!«

Die Worte drangen abgehackt aus Morganas Mund.

Jenna dachte über den Begriff Wolfsfrau nach. Sie erinnerte sich daran, daß Morgana praktisch auf zwei Ebenen lebte. Einmal als Mensch und Frau, zum anderen als grausame Bestie. Sie konnte sich problemlos von der einen Existenz in die andere verwandeln.

War es jetzt soweit?

Morgana Layton schüttelte ihren Kopf so heftig, daß die Haare zu einer noch breiteren Mähne hochgeweht wurden. Sie wirbelten zur Seite, klatschten auch gegen das Gesicht, fielen wieder zurück. Der Vorgang wiederholte sich, dann stand sie still.

Jenna starrte in das Gesicht.

Es hatte sich verändert. Ein Schatten bedeckte es. Doch Jenna irrte sich. Es war kein Schatten auf der Haut, sondern kleine, dunkle Haare, die hervorgesprossen waren und innerhalb einer kurzen Zeitspanne ein dichtes Fell gebildet hatten.

Sie öffnete den Mund.

Die Lippen veränderten sich dabei. Längst nicht mehr so breit, dafür stachen sie jetzt nach vorn, als wollten sie eine andere Form bilden. So war es auch.

Der Mund verwandelte sich in eine Schnauze, das Kinn verschwand, und unter dem Leder bewegte sich der Körper. Bei seiner Veränderung drückte er gegen das Material, das sehr nachgiebig war und deshalb kleine Wellen werfen konnte.

Ein Bild des Schreckens für Jenna Jensen, die nicht begriff, wie so etwas überhaupt vor sich gehen konnte.

Morgana schüttelte sich abermals. Den Kopf legte sie in den Nacken. Ihr Maul stand weit offen. Der heulende, klagende Laut schwang unheimlich der Decke entgegen.

Aus den Ärmeln der Lederjacke schauten zwar die Hände hervor, aber auch sie hatten einen Pelz bekommen, ein dichtes Fellgewächs, bestehend aus zitternden Haaren.

Das war nicht alles.

Fingernägel hatten sich in Krallen verwandelt. Sie schimmerten, als hätte jemand Öl auf sie gestrichen, und sie waren leicht nach unten gebogen, bereit, zuzuschlagen.

Durch den Körper der Wolfsfrau rannen intervallweise die Zuckungen. Morgana schüttelte sich, als würde Wasser über ihren Körper geschüttet. Dann beugte sie sich vor, stierte Jenna an, und die Wissenschaftlerin konnte in das hineinschauen, was einmal die Augen der Morgana Layton gewesen waren.

Es waren auch jetzt noch Augen. Nur kamen sie ihr vor, wie mit gelber Farbe gefüllt, schräggestehende Laternen, die einen Fanatismus

ausstrahlten, der Jenna erschreckte.

Als Mensch hatte sie zuerst indirekt, danach direkt von einem Mord gesprochen. Als Bestie würde sie dieses Vorhaben in die Tat umsetzen, davon war Jenna überzeugt.

Blieb ihr eine Chance?

Noch war Morgana Layton zu sehr mit sich selbst und ihrer Verwandlung beschäftigt, um auf das potentielle Opfer zu achten. Jennas Aufgabe erforderte Mut, Entschlossenheit und die Bereitschaft, mit dem Risiko zu leben. Auch in ihren eigenen vier Wänden war sie vor dem Tod nicht sicher, aber sie wollte nicht sterben. Ihr Ziel lag einfach zu hoch, sie mußte es erreichen.

Die Hände hatte sie auf die Lehnen des Sessels gestemmt. Sehr behutsam drückte sie sich hoch, ohne dabei auf Morgana Layton zu achten, von der sie nicht wußte, ob sie die Frau beobachtete oder nicht. Jede Ver-oder Rückverwandlung strengte die Person an. Es war nicht einfach, die beiden Leben zu führen, das merkte Morgana auch jetzt wieder.

Doch sie gab nicht auf.

Ihre Arme schlangen auf und niederwie die Riemen einer Peitsche. Das Zimmer war erfüllt von ihrem Heulen und Fauchen. Daß Gegenstände auf dem Tisch lagen, daran dachte sie nicht. Mit wilden Prankenhieben schleuderte sie eine Vase und einen Aschenbecher auf den Boden. Beides zerbrach nicht.

Jenna Jensen glitt in die Höhe. Sie richtete sich nicht auf, sondern schob sich geduckt auf die offenstehende Wohnzimmertür auf. Dahinter lag der Flur und dort auch die Haustür, der einzige Weg für eine Flucht. Morgana kümmerte sich nicht um die Frau. Auch zu diesem Zeitpunkt wuchs noch das Fell auf ihrem Körper. Es nahm an Dichte zu und gab einen seidigen Glanz ab.

Jenna erreichte die Tür. Ihr Herz klopfte viel schneller als sonst. Der kalte Schweiß lag auf ihrem Körper, die Knie zitterten, die

Arme und Hände ebenfalls.

Raus, nur raus aus dem Zimmer.

Mit einem Sprung überwand sie die Schwelle. Hinter ihr prallte etwas zu Boden, von Morgana Layton umgestoßen.

Darum kümmerte sich Jenna nicht. Was war schon eine zerstörte Wohnungseinrichtung gegen das Retten des eigenen Lebens?

Ein lächerlicher Vergleich.

Sie hetzte weiter. Die Diele nahm sie auf wie ein schwach erleuchteter Tunnel. Die Furcht hatte ihren Blick verändert. Jenna sah alles verzerrt und hatte das Gefühl, die Wände würden allmählich auf sie zuwachsen und sie zerquetschen.

Dann prallte sie gegen die Tür, faßte nach der Klinke, spürte das kühlere Metall auf ihrer feuchtwarmen Handfläche und gleichzeitig auch den Druck der Pranke auf ihrer Schulter.

Morgana Layton stand hinter ihr und hatte zugegriffen. Lautlos mußte sie ihr gefolgt sein.

Sie tat nichts. Es reichte allein dieser verdammte Druck, um Jenna erstarren zu lassen.

Sie stand da, ihr schwindelte, sie glaubte, nach hinten zu kippen, aber noch blieb sie stehen.

Heißer Atem streifte über die Schulter hinweg und fuhr an ihrer Wange entlang.

Dann griffen die Krallen zu. Die Wolle des hellbraunen Pullovers war einfach zu dünn, um den gebogenen Krallen Widerstand entgegensetzen zu können.

Sie drangen hindurch, erwischten die Haut, bohrten sich hinein, hinterließen kleine Wunden, die sofort anfangen zu bluten. »Bitte!« keuchte Jenna, sich den Schmerz verbeißend. »Bitte, ich...«

Morgana sprach nicht mehr. Vielleicht konnte sie es nicht. Sie gab tierische Laute von sich, drehte die Frau herum, schleuderte sie gegen die Wand und packte erneut zu.

Jetzt zerreißt sie dich! Jetzt macht sie dich fertig... Der Stoß war hart, aber nicht lebensgefährlich. Die Wölfen schleuderte Jenna durch den Flur zurück in das Wohnzimmer, wo die Frau noch auf einer Scherbe ausrutschte und quer über einen Sessel fiel. Auf dem Bauch liegend drehte sie den Kopf, weil sie zur Tür schauen wollte. Dort stand Morgana Layton!

Groß, breit und wuchtig. Nicht mehr Mensch, nur noch Bestie. Das Maul klappte weit auf. Zwischen den hellen Reibzhnen hing der blanke Geifer wie Fäden aus Leim.

Sie streckte den Arm aus.

Ihre rechte Krallen deutete auf Jenna, auf die Kehle der Archäologin. Diesmal würde Morgana keine Gnade kennen. Keine Schonzeit mehr wie früher, der Krieg auf Leben und Tod war eröffnet worden. Und Jenna schrie!

Raubtieraugen - kalt, gelb, grausam!

Ein Augenpaar leuchtete rechts von mir, das andere links, wo sich die Treppe befand. Da die Höhe unterschiedlich war, mußte die Gestalt links auf der Treppe stehen und von dort schauen.

Katzenaugen waren es nicht. Ich kannte sie, denn ich hatte schon mehr als einmal den Wölfen, ob verwandelt oder normal, gegenübergestanden. Dabei konnte ich nicht sagen, ob ich es hier mit Werwlfen zu tun hatte oder mit normalen Tieren, jedenfalls zeigte mir ihre Anwesenheit, daß sich noch eine Person um den Fall kümmerte. Morgana Layton!

Ich verschwendete keinen weiteren Gedanken mehr an sie und dachte nur daran, daß Jenna sich nicht hatte blicken lassen. Deshalb ging ich davon aus, daß man sie daran gehindert hatte. Möglicherweise durch Morgana Laytons Anwesenheit, die sich bestimmt in der Wohnung der Jenna Jensen befand.

Um sie zu erreichen, mußte ich über die Treppe. Dort aber lauerte

die Bestie.

Ich versuchte es trotzdem.

Urpötzlich startete ich und zog gleichzeitig auch meine Beretta. Links an der Wand leuchtete noch immer der Signalknopf des Flurlichts und gab seinen roten Schimmer ab.

Auch der Wolf startete. Da sich meine Augen an die Finsternis etwas gewöhnt hatten, war es mir möglich gewesen, die Umrisse der Bestie auszumachen.

Ich sah sie springen und schoß zweimal.

Vor der Mündung blähte blaß und blitzschnell das Feuer auf. Ob die Kugeln getroffen hatten, konnte ich nicht sehen, ich vernahm auch nicht das Knirschen der Einschläge und tauchte so rasch wie möglich zu Boden, wo ich mit der rechten Schulter aufkam und die Landung in eine Rolle verwandelte.

Ich hatte Angst davor, gegen die Kanten der unteren Stufen zu fallen, doch ich landete glücklich noch vor der Treppe. Zugleich mit der Bestie, deren Heulen als furchtbares Geräusch durch den Flur hallte. Er lag in meiner unmittelbaren Nähe. Ich hörte wie er mit den Pranken über den Boden scharrte. Blitzschnell kam ich wieder hoch. Bevor ich nach dem Lichtschalter fassen konnte, wurde eine der Türen geöffnet.

Ein Mann rannte in den Flur.

»Weg!« brüllte ich ihn an.

Der Mieter erschrak dermaßen, daß er auf der Stelle kehrtmachte und in die Wohnung zurücklief. Das war gut so.

Die Rufe von oben kümmerten mich nicht. Mit schußbereiter Waffe stand ich da und starrte gegen den zweiten Wolf, der noch nicht gesprungen war. Er hielt sich einige Yards entfernt auf, sein Schwanz bewegte sich hektisch, das Maul war aufgerissen, die Zunge peitschte hervor. Sein Artgenosse rührte sich nicht mehr. Auch das Scharren seiner Pranken war verstummt. Meine beiden

Geschosse hatten ihn tödlich getroffen. Blut sickerte aus zwei der Wunden in sein Fell. Ich mußte wieder schießen.

Auch diesmal hielt ich auf die Augen. Eine Kugel streifte das Tier, weil es sich bewegte. Die zweite drang ihm in den Schädel und schleuderte ihn zu Boden.

Jetzt war der Weg frei.

Aus den oberen Etagen des Hauses brandeten schrille Stimmen in die Tiefe. Glücklicherweise schien jemand seinen Finger auf den Knopf des Flurlichts gelegt zu haben, es brannte auch weiterhin. Jenna wohnte in der ersten Etage. Die paar Yards konnten verdammt lang werden.

Mit Klingeln hielt ich mich nicht erst auf, visierte das Schloß an und jagte zwei Kugeln dicht daneben. Mit einem mächtigen Fußtritt sorgte ich dafür, daß die Tür aus dem Rahmen und nach innen flog. Gleichzeitig hörte ich den Schrei.

Wie ein Blitz war ich in der Wohnung. Mein Blick glitt durch den Flur und in den Wohnraum. Ich schaute auf den Rücken einer menschengroßen Bestie.

Das mußte Morgana Layton sein.

Von Jenna Jensen sah ich nichts, weil die Bestie sie mit ihrem Körper verdeckte.

Morgana hatte die Situation innerhalb einer winzigen Zeitspanne erfaßt. Sie bückte sich und riß Jenna wie eine Puppe hoch. Dabei drehte sie sich und schleuderte mir die Wissenschaftlerin entgegen. Ausweichen wollte ich nicht, Jenna wäre sonst gegen die Wand gewuchtet worden.

So gut es ging, fing ich sie ab. Für einen Moment sah ich ihr nasses, von Angst gezeichnetes Gesicht, wollte sie zur Seite drücken und hörte das Splittern einer Scheibe. Gleichzeitig klammerte sich Jenna in ihrer Angst an mich. Ich mußte sie wegstoßen.

Es war zu spät.

Morgana Layton war es gelungen, die Gunst des Augenblicks zu nutzen. Wie ein Stuntman im Film war sie durch das geschlossene Fenster gesprungen. Die Scheibe gab es nicht mehr. Zusammen mit der Wölfin waren die Splitter in die Tiefe gefallen.

Ich hetzte zum Fenster, schaute hinaus und konnte noch den Schatten erkennen, der nach links weghuschte. Jugendliche kamen der Wölfin entgegen. Ich bekam Angst um die jungen Leute. Wenn Morgana durchdrehte, waren sie verloren.

Die Wölfin wich aus. Mit einem gewaltigen Satz sprang sie auf das Dach eines geparkten Autos, von dort auf die Straße, dann hetzte sie weiter. Die Jugendlichen hatten die Aktion als Spaß angesehen und grölten Morgana nach. Für einen Treffer war sie zu weit entfernt. Zudem war es zu dunkel.

Jemand aus dem Haus mußte die Polizei alarmiert haben. Ich jedenfalls hörte den Klang der Sirenen.

Als ich mich umdrehte, saß Jenna auf dem Teppich. Sie starrte mich fassungslos an, streckte mir eine Hand entgegen, doch ich schüttelte nur den Kopf. »Warte auch mich.«

Die Worte sagte ich im Flur.

Im Treppenhaus war der Teufel los. Die Schüsse und das Heulen der Wölfe hatten sämtliche Mieter aufgeschreckt. Aus den oberen Etagen kamen sie mir entgegen, auch Kinder waren dabei. Es hatte keinen Sinn, sie wegzuschicken. Jedenfalls versuchte ich es nicht einmal. Ich lief nach unten.

Auch dort standen die Neugierigen mit blassen Gesichtern. Um die beiden toten Wölfe herum hatten sie einen größeren Kreis geschlagen und betrachteten die regungslosen Tiere mit skeptischen Blicken. Niemand konnte sich erklären, wie die Wölfe in das Haus gelangt waren.

»Wölfe«, sagte eine Frau mit schriller Stimme. »Gütiger Himmel, das sind ja Wölfe.« Sie schüttelte sich und umklammerte ihren Mann,

der gar nichts sagte.

Dafür fragte ein anderer: »Wie sieht es aus? Hat jemand schon die Polizei alarmiert?«

»Ja, ich.« Ein Mann auf der Treppe gab die Antwort, bevor er auf mich deutete. »Ich glaube, er hat damit zu tun. Er gehört nicht zu uns. Das ist ein Fremder, vielleicht ein Killer!«

Bevor die Mieter emotional gegen mich aufgebracht werden konnten, wies ich mich aus. Es beeindruckte sie schon, daß ich zu Scotland Yard gehörte.

»Ich habe die Wölfe erschossen.«

Ein Mann, dessen grüne Hosenträger wie gemalt über dem hellen Hemd lagen, fragte sehr dumm: »Haben Sie die Bestien aus dem Zoo geholt?«

»Sehe ich so aus?«

Jemand klopfte hart gegen die Haustür. Eine Frau öffnete. Zwei Beamte stürmten in den Flur und trauten ihren Augen nicht, als sie die grauen, toten Wölfe auf den Fliesen liegen sahen.

»Was ist denn hier los gewesen?« fragte einer.

»Das sehen Sie doch!« schrie eine Frau. »Wölfe sind in unser Haus eingedrungen.«

Der Polizist war ratlos. Ich kümmerte mich um die uniformierten Kollegen.

»Ach, Sie sind Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Wir haben von Ihnen gehört.« Der Kollege war noch jünger. »Kann das heißen, Sir, daß es sich bei diesem Fall um einen handelt, der nicht in unseren Bereich fällt?«

»So ist es.«

»Da bin ich froh.« Auf seinem Gesicht erschien eine Gänsehaut. »Wölfe in London zu jagen, ist nicht das Wahre.«

Sein älterer Kollege dachte praktischer. »Ich werde wirklich im

Zoo anrufen. Man soll uns einen Abdecker schicken, der die beiden Kadaver wegschafft.«

»Und wer reinigt den Flur?« beschwerte sich eine ältere Frau mit lauter Quäkstimme.

»Im Zweifelsfalle Sie, Madam!« sagte ich.

»Ha!« blaffte sie mich an und drückte ihren dünnen Mann zurück.

»Sie haben es gerade nötig. Sie haben die Bestien doch erschossen, Sie... Sie Polizist, Sie!«

»Hätte ich die Tiere in Ihre Wohnung lassen sollen?« fragte ich zurück.

»Das ist ja noch unverschämter.« Sie regte sich weiter auf, weil die Nachbarn lachten.

Mir war die Keifende egal. Ich ging bereits die Treppe hoch und lud die Beretta nach.

Jenna erwartete mich in der offenen Tür. »Ich... habe mich nicht getraut, nach unten zu gehen.«

»Das kann ich verstehen.«

»Komm bitte rein.« Sie gab den Weg frei. Die Tür brauchte ein neues Schloß, vielleicht konnte das noch ein Notdienst in Angriff nehmen. In der Wohnung fiel sie mir um den Hals. »Meine Güte, John, ich habe vielleicht eine Angst ausgestanden. Diese Frau ist furchtbar.«

»Das weißt du doch. Du stehst ihr nicht zum erstenmal gegenüber.«

»Stimmt, aber diesmal wollte sie mich umbringen. Du kamst im letzten Augenblick.«

Sie fiel mir um den Hals und küßte mich.

»Okay, Jenna, Mädchen, laß es gut sein. Diese Gefahr ist vorbei.«

Sie strich die Haare zurück und schaute nach ihrem zerfetzten Pullover. Die Wunden darunter bluteten. Ohne Scheu zog sie das Kleidungsstück aus. Ihre Brüste waren klein und fest.

Aus dem Bad holte ich Tinktur und Pflaster. Ich reinigte und

desinfizierte die kleinen Wunden, bevor ich darauf die Pflaster klebte. Jenna lehnte sich dabei gegen mich. »Ist gut, deine Nähe zu spüren. Glaubst du, daß sie wiederkehren werden?«

»Damit müssen wir rechnen.«

»Falls wir bleiben.«

»Das auch.« Ich strich noch einmal über die Fäden der Pflaster und reichte Jenna den Pullover. Sie streifte ihn über, lächelte mich dabei an und setzte auch die Brille auf.

Ich wußte, wo der Whisky stand, holte eine Flasche und zwei Gläser. Jenna trank normalerweise nichts. Jetzt aber nickte sie. »Ja, gib mir auch einen Schluck.«

Sie bekam ihn, trank den Whisky und schüttelte sich. »Fee ist mir lieber.«

»Aber keine Teestube.«

»Wieso?«

»Ich hatte da ein Erlebnis mit einer Frau, das mich doch schockiert hat.«

Sie hielt ihr Glas vor die untere Gesichtshälfte und schaute mich über den Rand hinweg an. »Wie meinst du das?«

»Eine Unbekannte besuchte mich, um mir eine Rose zu überreichen. Die Blume verwelkte plötzlich, und die Frau zerfiel zu Staub. Sie gehörte zu den sieben Wächterinnen am Grab der Königin.«

»Ja!« hauchte Jenna. »So muß es gewesen sein. Ich denke nur an die Stimme, die mich anrief. Bestimmt war es die Person, die dich getroffen hat.«

»Du wolltest doch kommen.«

»Ich konnte ja nicht.«

»Und woher wußte die Toten-oder Grabwächterin, daß sie bei dir an der richtigen Adresse war?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber die Rose war wichtig«, erklärte Jenna und setzte sich so hin,

daß der Wind, der durch das zerstörte Fenster fuhr, sie nicht voll erwischen konnte.

»Behalte, was du sagen willst«, riet ich ihr und rief jetzt den Notdienst an. Ich gab Jennas Adresse durch. Man versprach mir, in den nächsten beiden Stunden zu erscheinen.

Sie hatte sich inzwischen ihren Mantel geholt. Den der Morgana Layton wollte sie nicht überstreifen. Sie ließ ihn auf dem Boden liegen, zudem verachtete sie Pelze.

Ich zündete mir eine Zigarette an und nahm noch einen Schluck. »Hast du deine Worte behalten?«

»Ja.«

»Es ging um die Rosen, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Welche Bedeutung haben sie?«

Jenna richtete ihren Blick erstaunt auf mich. Hinter den Gläsern der Brille wirkten ihre Augen noch größer. »Weißt du das denn nicht, John?«

»Nein.«

»Du kennst nicht ihre Rätsel, die sie König Salomo aufgab?«

»Nicht alle, nur...«

»Ich meine, du bist der weise König gewesen, mehrmals wiedergeboren und lebst nun als John Sinclair.«

»Langsam, das ist nicht bewiesen. Ich warte noch immer auf die Lösung des Rosen-Rätsels.«

Jenna nickte. »Es ist eigentlich ganz einfach. Als die Königin von Saba den weisen König Salomo und den Vater Davids besuchte, da brachte sie nicht nur kostbare Geschenke aus ihrem Land mit, sondern auch komplizierte Rätsel, denn sie hatte von der Weisheit des Königs selbst im fernen Arabien gehört. Die Königin kam zu ihm und hielt in ihrer Hand zwei Rosen. Eine war echt, die andere künstlich. Beide glichen sich aufs Haar, und keine Rose duftete, so

daß eines Menschen Nase diesen Duft hätte wahrnehmen können. Salomo sollte nun sagen, welche Rose echt und welche künstlich war.«

Sie legte eine Pause ein und schaute mich auffordernd an.

»Soll ich das Rätsel lösen? Ich bin nicht Salomo.«

»Versuche es, John.«

»Das ist schwer, weißt du? Außerdem bin ich nicht in Form. Ich habe heute abend bereits zu viele Überraschungen erlebt. Sorry, aber im Moment komme ich nicht darauf.«

Jenna Jensen lächelte spöttisch. »Es wäre ja auch ein Ding, wenn du die Weisheit Salomos gepachtet hättest.«

»Danke, ich habe verstanden. Nun aber zur Sache, Jenna. Wie hat der gute Salomo das Rätsel denn gelöst?«

»Es ist ganz einfach, wenn man es weiß, John. Er ließ einen Imker kommen. Der brachte Bienen mit. Als sie aus ihrem Korb in die Freiheit gelangten, setzten sich die Bienen auf die echte Rose. Die künstliche aber verschmähten sie.«

Ich schaute Jenna Jensen so starr an, daß sie lachen mußte.

»Was habe ich dir getan?«

»Das ist verblüffend einfach.«

»Stimmt. Alle Rätsel der Königin sind im Prinzip einfach. Man muß nur etwas nachdenken, Phantasie mit hineinbringen, und man kommt automatisch auf die Lösung.«

Ich nickte gedankenverloren und sagte: »Das also ist die Verbindung zu den Rosen.«

»Nicht ganz, John, denn die Rose bedeutet auch Leben, Blühen. Solange sie noch blüht, ist die Königin nicht verloren.«

Ich hob die Hand. »Moment mal. Meinst du, daß sie noch lebt, solange die Rosen blühen?«

»Ja.«

»Und eine davon zerfiel vor meinen Augen zu Asche. Sie wurde

gebracht von einer Frau, deren Alter ich nicht schätzen konnte, die aber in meiner Sprache redete.«

»Ein Zeichen.«

»Für uns?«

Jenna hob die Schultern. »Auch, John. Gleichzeitig ein Beweis dessen, daß wir endlich darangehen müssen, die Königin und deren Grab zu finden. Wir können uns nicht länger auf dem Kopf herumtanzen lassen. Es muß einfach etwas geschehen.«

Der Ansicht war ich auch. Ich schaute in mein leeres Glas hinein. »Dazu müßte es uns gelingen, das Grab zu finden.«

»Eben.«

»Nicht hier in London. Das nächste Reiseziel heißt also Arabien.«

»Ich würde sagen, der nördliche Jemen.«

»Und da komme ich so ohne weiteres hinein?«

»Keine Ahnung. Ich habe es geschafft. Vielleicht sollten wir nicht offiziell einreisen.«

»Kennst du Schleichwege?«

»Ja.«

»Es gibt dort einsame Küstenstreifen, die nicht so bewacht sind, wie sie es eigentlich sein sollten. Wir könnten uns dort an Land setzen lassen. Oder einen Führer kapern.«

Ich hatte die Stirn in Falten gelegt. »Das klingt nicht ganz ungefährlich, Jenna.«

»Seit wann hast du Furcht?«

»So meine ich das nicht einmal. Es geht da mehr um dich. Ich kann mich meiner Haut wehren.«

»Ich auch, John. Denke daran, daß ich selbst in der Nähe der versunkenen Stadt Marib geforscht habe. Und da war ich allein. Bei der nächsten Reise wirst du mich begleiten.«

»Nicht nur ich. Auch Suko muß mit.«

Jenna lächelte mich an. »Das ist noch besser.«

Ich stand auf. »Kann ich dich für die nächsten Stunden allein lassen?«

»Na ja...«

»Nur für die nächsten Stunden.« Ich winkte ab. »Quatsch, wir machen es anders. Suko soll herkommen.«

»Jetzt noch?«

»Klar, Männer wie wir sind doch immer im Dienst«, grinste ich und hob bereits den Hörer an.

Natürlich war Suko nicht begeistert, in der Kälte noch einmal rauszumüssen.

»Stell dich nicht so an, Alter! Oder hat dein BMW keine Heizung?«

»Sogar eine Klimaanlage.«

»Na bitte.«

»Okay, ich bin gleich bei euch. Kannst du denn sagen, um was es sich handelt?«

»Ja, um die Königin von Saba.«

»Na denn.« Erlegte auf.

»Kommt er?« fragte Jenna.

»Ja. Aus Sicherheitsgründen werde ich die Nacht bei dir verbringen. Sollte Morgana noch einmal zurückkehren, wird sie sich einen blutigen Schädel holen.«

Jenna hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Ich muß nur soeben an einen Satz von ihr denken, der mich doch etwas betroffen gemacht und zum Nachdenken angeregt hat.«

»Welcher Satz ist das?«

Jenna überlegte sich die Formulierung. »Sie hat davon gesprochen, daß sich in deinem Besitz etwas auch für sie ungemein Wertvolles befindet. Mehr nicht.«

»Das Kreuz?« fragte ich.

»Das habe ich auch gemeint, aber sie hat es abgestritten. Es muß etwas anderes sein.«

»Wenn sie die Wahrheit gesagt hat, kann es sich eigentlich nur um den Dolch handeln.«

Da widersprach Jenna. »Besitzt du nicht auch den Dunklen Gral, John Sinclair?«

Ich starrte sie an. »Meinst du, daß die Königin den Gral gemeint haben könnte?«

»Ich weiß es nicht, aber möglich ist alles.«

Mit der Faust schlug ich auf meine Handfläche. »Das wäre allerdings ein Hammer. Nur kann ich mir nicht vorstellen, was der Gral mit der Königin zu tun hat.«

Jenna Jensen wiegte den Kopf. »Weißt du, John, ich habe mich mit der Königin beschäftigt. Du kannst sie nicht fassen, ihr Leben schwimmt mir weg, wenn ich nachhake. Die einen sehen sie als Stammutter des alten Ägypten an, manche Christen wiederum sagen, daß sie am Jüngsten Gericht dabei wäre. Andere behaupten, daß sie und Salomo ein Kind zusammen gezeugt hätten. Sein Name war Nebukadnezar, der Zerstörer der salomonischen Tempel, aber das alles sind Interpretationen, auch diejenige, die davon ausgeht, daß die Urdämonin Lilith und die Königin ein und dieselbe Person sind.«

Ich saß plötzlich steif. »Was sagst du da?« flüsterte ich.

»Bitte, John, ich habe es nur gehört. Was daran stimmt, kann ich dir nicht sagen.«

»Lilith ist eine Feindin. Sie hat die Zeichen in der Mitte meines Kreuzes zerstört, aber die Königin von Saba steht mir nicht als solche gegenüber.«

»Das weiß ich, John. Ich habe nur versucht, dir gewisse Dinge aufzuzählen. Man kann hinfassen, wo man will. Man findet immer etwas und greift trotzdem ins Leere.«

»Gut gesprochen«, erwiderte ich leise. »Allmählich habe ich das Gefühl, als wäre sie selbst das größte Rätsel.«

»Das kann gut sein. Ich finde, daß wir die Auflösung, wenn

überhaupt, nur auf der arabischen Halbinsel finden können.«

»Mal sehen.«

Es schellte. Sicherheitshalber ging ich zur Tür, die von Suko schon aufgestoßen wurde. »Ich habe gesehen, daß man zwei tote Wölfe wegschaffte. Gehen die auf dein Konto?«

»Ja.«

»Dann stecken wir wieder mittendrin, wie?«

»Und auch sehr tief, Alter...«

Sir James Powell, unser Chef, wollte es nicht glauben, als wir vor ihm saßen und unsere Pläne offenlegten. Sein Blick hinter den dicken Brillengläsern war derart starr geworden, daß sich Jenna Jensen, die wir mitgenommen hatten, regelrecht duckte und sich wahrscheinlich auf eine einsame Insel gewünscht hätte.

Sie hatte die Zeit über nichts gesagt, nur nach dem Betreten des Büros kurz, begrüßt.

Als Zeichen und Wunder hatte ich es angesehen, daß in der Nacht tatsächlich noch zwei Handwerker erschienen, sich um die Tür und auch um das Fenster gekümmert hatten. Danach hatte ich mich noch einige Stunden aufs Ohr gelegt, aber sehr unruhig geschlafen, wie auch Jenna Jensen, die ziemlich übernächtigt und mit roten Augen im Büro unseres Chefs hockte. Mit beiden Händen hielt sie die Kaffeetasse fest, als wollte sie sich die Haut wärmen.

Sir James hatte einen Bleistift genommen und klopfte sein gerundetes Ende im Takt auf die Schreibtischplatte. »Sie wollen tatsächlich nach Arabien?« hakte er noch einmal nach.

»Das auch, Sir«, erwiderte ich. »Iis ist zwar Arabien, aber dieser südwestliche Teil, das einstige Saba, liegt heute im Nordjemen.«

Sir James bewegte die Augenbrauen. »Ein politisch brisantes Land, wie Sie zugeben müssen.«

»Stimmt.«

»Und dort wollen Sie agieren?«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, Sir.«

Er war noch nicht überzeugt. »Die Königin von Saba«, faßte er zusammen, um danach eine Frage zu stellen. »Wer oder was ist sie eigentlich?« Er gab sich die Antwort selbst. »Ich habe mich etwas kundig gemacht, nachdem Sie mir Bescheid gaben. Für mich ist die Königin eine Legende. Ein Zwitter. Entweder erfuhr sie höchste Sympathie oder kälteste Ablehnung. Ob dämonische Beischläferin oder Stammutter des äthiopischen Herrscherhauses, ob als bössartige Reinkarnation der ersten Frau Adams oder als vorbildliche muslimische Herrscherin, ob als Braut Christi oder Prototyp der Maria. Das sexuell-erotische Interesse hat die Figur der Königin von Saba verklärt oder verteufelt, ein erhabenes oder düsteres Bild von ihr gezeichnet. Wie wollen Sie dann in diesem Wust von Legenden und Sagen einen Weg durch das Labyrinth finden?«

»Indem wir einer Spur nachgehen, nämlich unserer.«

»Und das ist die ideale?«

»Davon.«

Sir James schüttelte den Kopf. »Sie glauben das? Aber Sie haben kein Wissen, John.«

»Nein, die Königin von Saba läuft uns nicht zum erstenmal über den Weg. Zweimal, Sir, haben wir bereits mit ihr zu tun gehabt. Stets wurde es sehr gefährlich. Beim letztenmal haben wir die Verbindung zu den Werwölfen festgestellt. Das heißt, die Wölfe kümmern sich um die Königin. Sie wollen mit ihr Kontakt aufnehmen, haben es vielleicht schon geschafft...«

»Hat sie denn gelebt?«

»Wir gehen davon aus, Sir James.« Jenna hatte die Antwort gegeben. Durch ihre schlanke Gestalt lief ein Ruck. Sie rückte die Brille zurecht, bei ihr ein Zeichen, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte. »Sir, ich kann nur vor der Gefahr warnen.«

»Sie haben die Königin oder deren Grab auch nicht gesehen.«

»Das stimmt. Ich war nahe daran.«

»Zudem läßt Morgana Laytons Erscheinen darauf schließen, daß wir auf der richtigen Spur sind«, sagte Suko.

»Das streite ich nicht ab.« Unser Chef nickte. »Nur gefällt es mir nicht, daß Sie in den Nord Jemen wollen. Wie kommen Sie dorthin? Offiziell? Man würde uns auslachen. Eine Zeitreise wäre das beste.« Er mußte selbst über seine Worte lachen.

Ich blieb ernst. »Das stimmt, Sir. Nur wird das wohl kaum möglich sein. Myxin und Kara, die uns dabei hätten behilflich sein können, stehen nicht zur Verfügung.«

»Gut«, sagte der Superintendent. »Dann warte ich auf ihre alternativen Vorschläge.«

Suko schaute mich an, ich ihn. Keiner wollte so recht mit der Sprache herausrücken.

Sir James begriff trotzdem. »Sie haben vor, das Land illegal zu besuchen?«

»So ist es.«

»Und wie?«

»Nun ja...« Ich lächelte und hob die Schultern. »Unsere Marine könnte auch etwas tun. Kreuzen nicht einige Schiffe im Arabischen Meer, vor der Südküste der Halbinsel?«

Der Blick hinter den Brillengläsern nahm an Starrheit zu. »Das hatte ich mir fast gedacht«, flüsterte unser Chef.

»Wir könnten bis kurz an die Drei-Meilen-Zone heranfahren und in ein kleines Boot umsteigen. Bei Nacht und Nebel wäre dies sicherlich möglich. Wir würden uns dann irgendwie schon durchschlagen.«

»Außerdem kenne ich das Land ein wenig!« erklärte Jenna.

Sir James mußte sich die Schweißtropfen von der Stirn wischen. »Sie verlangen viel.«

»Nichts Unmögliches, Sir.«

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Sie haben blendende Beziehungen«, meinte Suko. »Es wäre nicht der erste Fall, den wir auf einem etwas ungewöhnlichen Weg begonnen hätten.«

»Das stimmt.«

»Außerdem haben wir schon heimliche Operationen hinter dem Eisernen Vorhang durchgeführt«, gab ich zu bedenken.

Ob sich Sir James positiv entschieden hatte oder nicht, konnten wir nicht sagen. Jedenfalls erklärte er uns, daß wir im Büro auf eine Antwort warten möchten.

»Packt er es?« fragte Jenna auf dem Gang.

»Der ja«, erwiderte ich.

»Hoffen wir es.«

Glenda wartete mit frischem Kaffee auf uns. Die beiden Frauen kannten sich ebenfalls. Natürlich wollte unsere Sekretärin wissen, was abgelaufen war.

Wir sahen keinen Grund, sie nicht einzuweißen, und sie bekam große Augen, als sie erfuhr, daß wir in den Nordjemen wollten.

»Das wird aber eine heiße Reise.«

»Da ist kein Winter.«

»So meine ich das nicht.« Sie strich durch ihr Gesicht. »Also ich würde nicht fahren.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Wir schlürften den Kaffee. Jenna Jensen meldete sich zu Wort. »Miß Perkins hat recht, Freunde. Es wird kein Spaziergang. Das Land ist menschenfeindlich. Wüste, nur wenige Städte, Hitze, vielleicht auch mal ein Sandsturm...«

»Einen Wagen brauchen wir.«

»Das ist kein Problem«, sagte sie. »Ich kenne mich etwas aus. Nahe der Küste gibt es einen kleinen Ort, in dem wir uns einiges von den

Dingen leihen können, die wir benötigen.«

»Es wird sich herumsprechen, daß wir dort waren«, warnte Suko.

»Nicht unbedingt«, erwiderte Jenna. »Sie müssen nur genügend Geld mitnehmen. Ein Bakschisch hilft auch heute noch, wenn es genügend hoch ist!«

»Wie sieht es mit Waffen aus?« fragte Glenda.

»Die üblichen, nicht?«

Jenna schaute mich an und hob die Schultern. »Dazu werde ich später noch etwas sagen.«

Sir James rief nicht an, er kam persönlich, um uns die Nachricht zu überbringen. Da hatten wir bereits über eine Stunde gewartet. Nickend blieb er stehen.

»Manchmal gelingt es einem Menschen, das Unmögliche möglich zu machen.«

»Haben Sie es geschafft?« fragte ich.

»Ja. Sie werden mit einer Militärmaschine zu einem amerikanischen Stützpunkt gebracht. Dort ankert zufällig einer unserer Küstenkreuzer. Auf ihn können Sie umsteigen.«

Ich klatschte in die Hände. »Fabelhaft.«

Sir James schaute mich ernst an. »Ob es fabelhaft ist, kann ich nicht beurteilen. Ich kann Sie nur warnen. Vor kurzem hat man die Leichen von vier Deutschen in der Sahara gefunden. Ich möchte nicht auch nach Ihren Leichen suchen lassen.«

»Wir werden auf uns achten, Sir.«

»Läuft denn alles wie vorgeschlagen?« fragte Suko. »Ich meine, können wir uns auf ein Schlauchboot verlassen, das man uns zur Verfügung stellen wird?«

»Das geht in Ordnung.«

»Wann starten wir?«

»Am Nachmittag.«

»Da bleibt uns genügend Zeit, um noch einiges einzukaufen«, sagte

Jenna. »Die Wüste ist nicht London.«

»Und Arabien nicht England.«

»Richtig.« Sie lächelte. »Ich werde mitgehen und die entsprechende Ausrüstung zusammenstellen. Mit einigen Dingen kann ich noch dienen, die ich zu Hause habe. Wir müssen das Gepäck nur erst schleppen, bevor wir den Ort erreichen, wo wir einen Wagen leihen können.«

Suko verdrehte die Augen. »Wir machen alles, was du willst, Frau Doktor. Nur zeige uns das Grab der Königin.«

Jenna lachte. »Das möchte ich selbst gern finden. Ich war nahe dran. Die Stadt, die für uns wichtig ist, heißt Marib. Dort müssen wir das Grab suchen.«

»Liegt die nicht unter dem Wüstensand begraben?«

»Der größte Teil schon, John. Man hat einige Ruinen freilegen können. Zum Beispiel Teile einer gewaltigen Staumauer oder die Ruinen des Almaqa-Tempels. Er wurde ungefähr im achten oder siebten Jahrhundert vor Christus angelegt.«

»In Ruinen habe ich mich immer wohl gefühlt«, meinte Suko grinsend.

Jenna Jensen aber blieb ernst. Sie kam noch einmal auf ein Thema zurück. »Du hast vorhin danach gefragt, welche Waffen du mitnehmen willst. Ich kann dir da einen Rat geben. Nimm die üblichen mit, aber vergiß bitte eines nicht.«

»Was denn?«

»Den Dunklen Gral...«

Sie war durch die Scheibe geflogen und hatte noch den tödlichen Hauch der Gefahr gespürt. Aber es war ihr gelungen, unbeschadet auf dem Gehsteig zu landen.

Im kalten Licht der Laternen sah die Wölfin noch schauriger aus. Sie erkannte die Menschen, ging ihnen aus dem Weg und hetzte quer

über die Straße, um sich in einer schmalen Einfahrt zu verstecken. Der Durchgang mündete vor einer Tür, die Morgana mit dem Schlag ihrer Pranken aufbrach. Sie brauchte nur einmal dagegen zu wuchten, und schon war der Weg für sie frei. Ein Hof nahm sie auf. Er war düster. Die ihn einrahmenden Mauern erinnerten an festgebackene Schatten. Die Kälte drückte auch in das Geviert hinein.

Irgendwo schlug ein Hund an. Zweimal bellte er scharf, dann jaulte er nur noch. Das Tier spürte die Gefahr ebenso wie eine Katze, die miauend an der Gestalt vorbeihuschte und so rasch wie möglich die Flucht ergriff.

Morgana huschte weiter. Sie fand einen alten Schuppen und kletterte auf dessen Dach. Von dort erreichte sie einen Außenbalkon. Durch ein Geländer aus Eisen war er gesichert. Aus der Tür fiel der Lichtschein auch gegen die Gestalt der Wölfin.

Als sich die Gardine hinter der Scheibe bewegte, war Morgana schon wieder verschwunden.

Sich vom Balkon zu Balkon hangelnd, kletterte sie auf das Dach des Hauses.

Eis bedeckte die Pfannen und hatte sie rutschig werden lassen. Selbst die Wölfin hatte Mühe, sich auf dem renovierungsbedürftigen Dach zu halten. Sie griff mit ihren Krallen zu, durchstieß die dünne Eisschicht und hielt sich kratzend an den Pfannen fest.

Etwas schwerfällig wirkend näherte sie sich dem First, wo sie zwischen zwei Kaminen, aus denen dünne Qualmfahnen strömten, hockenblieb. Sie hatte den Kopf zurückgelegt und schaute gegen den dunklen Himmel, wo sie das Muster der Sterne sah und dazwischen den blassen Mond, der fast seine gesamte Fülle erreicht hatte. Morgana Layton fühlte sich an diesem Platz sicher. Niemand würde hier nach ihr suchen. Auch die Kälte störte sie nicht. Das Fell war sehr dicht und hielt sie ab.

Morgana richtete ihren Blick gegen den dunklen Nachthimmel. Sie

peilte den Mond an, weil er ihr die Botschaft übermitteln würde, auf die sie wartete.

Durch diesen Erdtrabanten, der schon immer einen dämonischen Einfluß besessen hatte, würde sie zu dem Kontakt aufnehmen, den sie uneingeschränkt als Chef anerkannte.

Es war Fenris, der Götterwolf. Der Urwolf, der Stammvater aller, ob Werwolf oder nicht.

Wenn sie etwas unternahm, geschah dies stets im Einvernehmen mit Fenris. Er war ihr Führer, ihr Leiter, durch seine Hilfe konnte sie die gefährlichen Klippen im Strom des Lebens umschiffen. Sie, eine Mischung aus Wolf und Frau, hatte einmal auf der Seite der Menschen gestanden und war so etwas wie John Sinclairs Freundin gewesen. Er hatte sie einsetzen können, um gegen die Werwölfe und auch dämonisch beeinflussten Wölfe zu kämpfen. Dann jedoch hatte Fenris zugeschlagen. Er konnte einfach nicht mit ansehen, daß sich jemand aus seiner Umgebung auf die Seite der Menschen schlug. Er hatte Morgana Layton aus der Werwolf-Schlucht entführt, in sein Schattenreich geholt, wieder entlassen, und seit dem Zeitpunkt stand sie auch auf seiner Seite. Eine Folge der magischen Gehirnwäsche. Noch immer suchte sie den Kontakt. Sie schickte ihre Gedanken gegen den Mond, sie wartete auf ein Zeichen, und sie wurde nicht enttäuscht. Fenris zeigte sich seiner Vertrauten.

Plötzlich wanderte ein Schatten über den Himmel, geriet wie ein genau ausgeführter Scherenschnitt vor die Scheibe des Mondes, so daß sich die langgestreckte Schnauze des Götterwolfs zeigte. Das war er!

In Morganas Augen leuchtete es noch kälter auf. Es war der Triumph, und gleichzeitig spürte sie die fiebrige Erwartung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Fenris ließ sie nicht im Stich!

Die Wölfin richtete sich auf. Balancierend stand sie auf dem First,

die Pranken gegen den Mond gereckt, weil sie sicher sein wollte, daß Fenris sie auch erkannte.

Seine und ihre Magie schufen eine Brücke.

Die Gestalt der Morgana Layton streckte sich, verlor ihren dreidimensionalen Charakter, wurde zu einem Schatten, der plötzlich und unerwartet gegen den Himmel schwebte.

Hinein in das Mondlicht, zu Fenris, der bereits an neue Aufgaben für Morgana Layton dachte.

Nicht in England, in einem anderen Land. Weit weg, ein Wüstenstaat, wo die endgültige Entscheidung fallen sollte...

›Arabia felix, glückliches Arabien‹ - so nannten antike Autoren dieses Land, das seinen Reichtum vor allem dem Handel mit Weihrauch, Myrrhe und anderem Räucherwerk verdankte.

Ich kannte diesen Spruch auch, war aber für mich persönlich nicht so sehr davon überzeugt, daß er auch stimmte, denn hinter uns lag eine verflucht beschwerliche Reise.

Es hatte alles wunderbar geklappt - zunächst jedenfalls. Der Flug war lang gewesen, dafür ruhig. Wir hatten sogar schlafen können. Auf dem Kreuzer waren wir auch gelandet, und man hatte so gut wie keine Fragen gestellt, da der Kommander entsprechende Instruktionen aus London erhalten hatte.

Bis dicht an die Küste waren wir gebracht worden, ein Schlauchboot lag auch bereit, nur hatten wir nicht mit dem Wind gerechnet. Von einem Wintersturm wollte ich nicht sprechen, trotzdem war es nicht ungefährlich, mit dem kleinen Boot durch die aufgewühlte See den Nordjemen zu erreichen.

Wir hatten uns den südlichsten Zipfel ausgesucht. Am Tag und bei klarer Sicht konnte man bis nach Afrika schauen, hinein nach Äthiopien und Somalia.

Jenna Jensen lag im Boot. Ihr war schlecht geworden. Suko und ich

versuchten den Kurs zu halten. Sehr oft wurde uns schwummrig zu Mute, denn die Wellen rollten wie schwarze Berge heran, um uns zu überspülen. Daß wir tropfnaß waren, verstand sich von selbst. Hin und wieder, wenn wir mit unserem Landungsboot auf einem Wellenkamm ritten, sahen wir die Küste des Nordjemen und auch die Feuer in der Nacht leuchten. Sie entstanden, wenn an den Raffinerien und Bohrlöchern das Erdgas abgefackelt wurde, das bei der Ölforderung mit aus der Tiefe schoß.

Einmal entdeckten wir sogar einen gewaltigen stählernen Schatten. Er gehörte zu einem Tanker, der sich hinter uns vorbeisob. Irgendwann in den Morgenstunden erreichten wir dann trotz aller Widrigkeiten die Küste. Sie besaß einen langen, fruchtbaren Streifen. Die trockene Zone begann erst im Innern des Landes.

Dort aber richtig.

Wir wollten auf keinen Fall nahe einer Ortschaft an Land gehen. Durch den Sturm waren wir etwas abgetrieben worden und hatten trotzdem Glück, daß wir eine einsame Stelle erreichten. Die auslaufenden Wellen spülten auch uns auf das Festland.

Wir zogen das Boot nach und verbargen es hinter einer Felswand. Dort entdeckten wir auch eine kleine Mulde, in die wir uns hineinlegten. Jenna würgte noch, sie war seekrank, auch uns ging es nicht besonders. Wenn uns nun jemand überraschte, würden wir kaum Widerstand leisten können. Uns fielen die Augen zu.

Suko erwachte zuerst, weckte mich, dann Jenna. Wir richteten uns auf und sahen die Sonne.

Sie stand am Himmel wie festgeklebt. Ein Glutball, dessen heiße Strahlen uns besonders störten, weil wir schon die kälteren Temperaturen gewohnt waren.

»Wie geht es dir?« fragte ich Jenna.

»Es war schon mal besser.«

»Das glaube ich.«

Suko grinste und erklärte, daß er sich etwas umschauen wollte. Dazu kletterte er auf einen Felsen. Sehr schnell kam er zurück, sah unsere gespannten Gesichter und erklärte: »Entweder haben wir Glück oder Pech gehabt. Ich schätze, daß ungefähr zwei Meilen entfernt ein kleiner Ort liegt, dem sogar ein Hafen vorgegliedert ist.«

»Meinst du, daß wir dort einen Wagen bekommen?«

Suko schaute nicht mich, dafür Jenna an. »Wie ist es, Fräulein Doktor? Können wir uns da einen Wagen leihen?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie der Ort heißt.«

»Wir sollten es versuchen.«

Unser eigentliches Ziel war ein anderes. Früher, zu Zeiten der Königin von Saba, hatte die Stadt Mauza geheißen. Heute hieß sie Mokka, wie der starke Kaffee. Dort kannte sich Jenna aus, da würden wir auch einen Wagen finden, um in das Innere des Landes zu fahren. Jenna rückte mit einem Vorschlag heraus. »Paßt auf, wir werden in diesen nächstgelegenen Ort gehen und mit einem Fischer handelseinig werden. Der kann uns dann nach Mokka fahren.«

Damit waren wir einverstanden.

Wir packten das Gepäck auf unsere Schultern - auch Jenna machte mit, umgezogen hatten wir uns bereits — und marschierten los. Die zwei Meilen wurden verdammt lang. Der Boden war steinig. Ein warmer Wind wehte uns gegen die Gesichter. Er kam von Osten, aus dem Innern des Landes, brachte Staub und Sand mit, der gegen die Haut schlug und Juckreiz verursachte.

»Es sind die Ausläufer des Sandsturms, der in der vergangenen Nacht getobt hat«, erklärte Jenna. »Wir haben auf dem Wasser auch etwas davon mitbekommen.«

»Ich war nur naß«, sagte Suko.

Jenna lachte auf. Sie ging neben mir. »Habe ich euch nicht erzählt, daß zu dieser Jahreszeit die Sandstürme besonders häufig vorkommen?«

»Nein!« knirschte ich, »das hast du uns wohlweislich verschwiegen.«

Wir gingen weiter. Menschen sahen wir nicht. Nur auf dem Wasser schoben sich die Segler der Fischer vorbei. Meist einfache Holzboote, mit einem Segel ausgestattet, sogenannte Daus.

Über das erste Grün, daß wir sahen, freuten wir uns alle. Ein Zeichen, daß wir uns der Ortschaft näherten. Felder, auf denen Hirse angebaut wurden, lagen flach vor uns. Menschen arbeiteten hier, zumeist Frauen, die gebückt ihren Tätigkeiten nachgingen, verschleiert waren und nicht aufblickten, als wir über die schmalen Wege zwischen den Feldern einherschritten.

Die Häuser kamen mir vor wie Würfel. Sie besaßen flache Dächer, ihre Mauern schimmerten weiß, gelb oder leicht bräunlich. Die Spitze eines Minaretts zeigte uns, wo sich die Moschee des Ortes befand. Wir fanden so etwas Ähnliches wie einen Hauptplatz. Männer saßen vor den Häusern und starrten uns an. Gut war nur, daß Jenna arabisch sprach. Daß sie fremde Männer anredete, war hier eine kleine Sensation. Sie bekam auch nur knappe Antworten. Wir hatten im Hintergrund gewartet. Lächelnd kam sie zu uns. »Okay, laßt uns zum Hafen gehen.«

Dort war so etwas wie ein Basar oder Markt. Fische wurden angeboten. Sie mußten schnell verkauft werden, sonst begannen sie in der Hitze zu stinken.

»Und wen hast du dir ausgeguckt?« fragte ich, nahm die Sonnenbrille ab und wischte den Schweiß weg.

»Es gibt hier einen Mann, der König der Fischer ist. Er besitzt mehrere Boote.«

»Dann wollen wir ihn mal suchen.« Ich steckte wieder voller Energie und sah, daß Jenna den Finger ausgestreckt hatte und auf einen hölzernen Thron deutete.

Er besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hochsitzen der

Schiedsrichter beim Tennismatch. Jedenfalls konnte der König der Fischer von seinem Platz aus alles beobachten.

Er trug einen weiten Umhang, hier Dschellabah genannt, und auf dem Kopf ein mehrmals geschlungenes und verknotetes Tuch aus einem schwarzweißen Muster.

Der Mann sprach einige Brocken Englisch. Er schaute auf uns herab wie ein König auf seine Untertanen. Von seinem Gesicht sahen wir nicht viel. Mehr als die Hälfte wurde von einem dichten Bart verdeckt. Ich hatte ihn angesprochen und meine Frage sehr höflich formuliert. Nun warteten wir auf seine Antwort.

Er ließ sich Zeit, schaute jeden von uns an, Jenna besonders lange, und gab eine kehlige Erwiderung. »Einer meine Söhne hat ein Schiff frei. Es wird in einer Stunde an der Küste nach Norden segeln und auch in Mokka anlegen. Redet mit ihm.«

»Wir danken Ihnen. Wo finden wir ihn?«

Der Vater winkte mit beiden Armen. Von einem Stand löste sich ein junger Mann. Er hatte krauses Haar und sah so wild aus wie ein Pirat.

»Das ist Ibn Assad, mein Sohn. Werdet mit ihm handelseinig.« Für den Vater war die Sache damit erledigt.

Wir zahlten für die Passage zwanzig Pfund. Dollar wäre ihm lieber gewesen, aber die behielt ich lieber für den Leihwagen. Sein Kahn gehörte zu den größeren Schiffen im Hafen. Beladen war es mit gelb angestrichenen Fässern. Über den Inhalt erfuhren wir nichts. Zwei Helfer waren dabei, die Fässer mit starken Seilen festzuzurren. Zwanzig Minuten später stachen wir in See. Das Boot besaß nicht nur ein Segel, es war auch mit einem Motor ausgerüstet, auf den wir uns verließen. Wir hatten einen Platz unter Deck zugewiesen bekommen, hockten in der Kajüte und konnten uns an den Gestank — eine Mischung aus Öl und verfaultem Fisch - kaum gewöhnen. Hin und wieder wehte ein frisches Lüftchen durch die offene Tür.

Manchmal tauchte auch ein Gesicht auf. Die Helfer schauten besonders auf die unverschleierte Jenna, die dann stets zur Seite blickte. Am Nachmittag erreichten wir Mokka.

Eine ziemlich große Stadt, zu der die Ausmaße des Hafens paßten. Hier lagen auch die größeren Schiffe vor Anker, keine Ölriesen, aber immerhin Pötte, die sich auch für die hohe See eigneten. Als wir von Bord gingen, stellte Ibn Assad eine Frage: »Wohin wollt ihr gehen?«

»In die Stadt«, sagte ich.

»Und dann?«

»Mal sehen.«

Er nickte nur und ließ uns vorbei.

Suko war mißtrauisch geworden. »Meint ihr, daß er unsere Ankunft meldet?«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Jenna. »Er hat uns schließlich gefahren, also hängt er auch drin.«

»Wir wollen es hoffen.«

In Mokka fielen wir nicht so sehrauf, denn wir waren nicht die einzigen Europäer, die sich am Hafen aufhielten. Der Trubel steckte auch uns an. Die Geräusche umgaben uns wie eine abreißende Kulisse. Wir hatten Jenna in die Mitte genommen, so bildeten Suko und ich einen gewissen Schutzwall.

Die Sonne brannte noch heißer vom wolkenlosen Himmel. Staub stand in der Luft, und auch in den Straßen hing er wie eine Fahne zwischen den hellen Hauswänden.

Jeder fuhr, wie er wollte. Der Verkehr glich einem kleinen Chaos. Alte und neue Fahrzeuge machten die Straßen unsicher. Dazwischen Männer mit Eselskarren oder Menschen, die sich ihre Waren auf die Schultern gepackt hatten, so wie wir.

Jenna führte uns quer durch die Stadt, in der Handel und Wandel in voller Blüte stand.

Wir erreichten schließlich eine staubige Gasse. Sie lag abseits des

großen Verkehrs. Hier sahen die Fassaden barackenähnlich aus. Das helle Weiß schmerzte in den Augen. Als Fenster wollte ich die viereckigen Luken nicht bezeichnen. Manchmal erschien das verschleierte Gesicht einer Frau, das schnell wieder verschwand, wenn wir hinschauten.

Die Gasse führte um eine Kurve und auf einen Platz zu, der viereckig angelegt war.

Es war ein kleiner Basar, der uns aufnahm. Nicht überdacht, die winzigen Läden befanden sich in den Häusern, nach vorn hin offen, und mancher Handwerker hockte vor seinem Geschäft.

Hier konnte man noch Künstler bei der Arbeit beobachten. Ob das der Silberschmied war, der Koch in seiner kleinen Garküche, der Schuhmacher, der Teppichknüpfer oder der Mann, der Tonkrüge herstellte und die Masse auf seiner Scheibe drehen ließ, die er durch ein Fußpedal zum Rotieren brachte.

»Ist es hier?« wollte ich wissen.

»Ja.«

Ich blieb stehen und schaute mich um. Zum Glück herrschte nicht viel Trubel, nur wenige Fremde hatten sich in diese Gegend verirrt. Die meisten hielten sich auf den großen Basaren auf.

»Wie heißt dein Bekannter denn?« fragte ich Jenna.

»Bahid.«

»Aha. Und er verleiht Autos?«

»Er macht alles.« Jenna ging jetzt schneller. Sie visierte ein Gebäude an, dessen Eingang unterhalb des eigentlichen Straßenniveaus lag. Eine Steintreppe ohne Geländer führte hinab.

Die Tür war verschlossen, Jenna klopfte dreimal gegen das brüchig wirkende Holz. In den Kitzen hatten sich Sandkörner festgesetzt und kleine Streifen gebildet.

Nach einer Weile vernahmen wir schlurfende Schritte. Dann wurde uns geöffnet. Die Tür kratzte über den Boden. Aus dem Halbdunkel

dahinter starrte uns ein Gesicht an, das mich an einen mongolischen Ziegenhirten erinnerte. So alt und faltig mit einer fast lederartigen Haut. In Höhe des Kinns umwehten weiße Bartstreifen das Gesicht.

Der Mann trug einen fast schwarzen Umhang. Sein Turban war sorgfältig um den Kopf gedreht worden. Der Mann stank nach kaltem Hammelfett. Jenna grüßte ihn, verbeugte sich sogar, und Bahid holte eine Brille hervor, die er sich vor die Augen klemmte.

Er zwinkerte durch die kugelrunden Gläser und begann zu sprechen, Jenna verstand ihn. Sie übersetzte später, als wir eingelassen worden waren, und erklärte uns, daß Bahid sie erkannt hatte. Beherbergte dieses Haus nun ein Geschäft, oder diente es als Rumpelkammer? So genau konnte ich es nicht feststellen. Jedenfalls befanden sich in dem überraschend großen Kellerraum Waren aller Art. Es gab fast nichts, was Bahid nicht verkaufte. Das begann beim lebenden Eedervieh und hörte bei der Schraube auf. Mehrere Helfer standen in den Ecken, wagten aber nicht, uns anzusprechen.

Erst als wir hinter einem schmalen Vorhang verschwunden waren, nahmen sie die Arbeit wieder auf.

Wieder wurden wir überrascht, denn Bahids Büro konnte man durchaus als modern ansehen. Es gab nicht nur ein Telefon, nein, ich sah einen Computer nebst Drucker, einen TV-Apparat und auch ein Videogerät. Zudem war es zwischen den Mauern ziemlich kühl, so daß auch der Computer arbeiten konnte.

Bahid bot uns Platz auf den bunten Sitzkissen an und bestellte den Tee per Telefon.

Eine verschleierte Frau brachte ihn. Ich war froh, daß er unsere Sprache beherrschte. Nach dem ersten Schluck Tee kam er sofort zur Sache.

»Willst du wieder ein Auto leihen?«

»Ja, Bahid.«

»Ich habe einen Jeep.«

»Neu?«

»Fast.«

»Ein heißes Modell?«

Der alte Mann hob die Schultern. »Er hat Soldaten gehört, die überfallen worden waren. Meine Leute fanden ihn in der Wüste. Sie brachten ihn mir. Er ist gut erhalten.«

»Wird er auch eine Reise in die Wüste überstehen?« erkundigte ich mich vorsichtig.

Bahid wandte sich nicht an mich, er sprach Jenna an. »Willst du wieder nach Marib?«

»So ist es.«

»Du liebst die Gefahr?«

»Ich muß endlich Klarheit haben, Bahid.«

Er nickte. Dann sagte er etwas, das Suko und mich überraschte. »Ja, die Königin hat sich eine schlechte Zeit ausgesucht. Sie fiebert. Ich spüre ihre Angst. Gewaltige Kräfte sind dabei, sie zu vernichten. Ein anderer Dschinn hat sich auf den Weg gemacht.«

»Du weißt es?« flüsterte auch Jenna.

»Ich bin ein Sabäer.« Bahid schlug eine Falte seines Umhangs zurück und deutete auf den kostbar verzierten Griff eines Dolches. »Das ist mein Zeichen, ich gehöre dazu.«

»Seid ihr Untertanen der Königin?«

»Wir möchten, daß sie zurückkehrt und unser Volk wieder vereint, das der Atem der Wüste in alle Richtungen verstreut hat. Irgendwann werden wir es schaffen.«

»Vielleicht mit meiner Hilfe«, sagte Jenna.

Ich trank Tee. Er war sehr süß. Auf der Oberfläche schaukelten Minzblätter. Bahid holte tief Luft. »Die Rosen sehe ich verwelken«, flüsterte er. »Aus der Schrift entnehme ich, daß die Königin sterben wird, wenn die Rosen verwelken. Schatten wandern durch die Wüste. Sie klagen und jammern ihr Leid.«

»Welche Schatten?«

»Er spricht von den Grabwächterinnen«, erklärte Jenna uns leise.

»Ja!« bestätigte der Sabäer. »Sie haben das Grabmal der Königin verlassen, weil sie spürten, daß es vorbei ist. Gleichzeitig suchten sie nach einer Rettung.« Er schaute uns der Reihe nach an. »Seid ihr gekommen, um sie zu retten?«

»Deshalb sind wir hier.«

Seine schmalen Lippen bewegten sich. »Viele haben es versucht. Ich verlor dabei zwei Söhne, denn die andere Kraft war unglaublich stark. Stärker als wir. Wenn sie jemals gerettet werden kann, dann nur durch einen bestimmten Gegenstand, der auch in den Schriften erwähnt, aber nicht erklärt wird, so daß ich euch nicht sagen kann, um welchen Gegenstand es sich hierbei handelt.« Er breitete seine mageren Arme aus. »Ihr seht mich als dumm vor euch sitzen.«

Ich nahm den Faden auf. »Kann dieser Gegenstand ein Kelch sein, in dem eine Kugel steht?«

Hinter den Gläsern funkelten die Augen. »Es ist möglich, wie ich sagte, er wurde nicht näher beschrieben.«

»Was ist mit den Wächterinnen?« erkundigte sich Suko.

»Eine ist zu Staub zerfallen, als sie uns in London besuchte. Sechs bleiben übrig. Wo können wir sie finden?«

»Wo sucht man Geister, mein Freund?«

»Moment!« schaltete ich mich ein. »Ich war Zeuge, als die Frau zerfiel. So geisterhaft sah sie mir nicht aus. Sie trug eine Rose, die verwelkte, dann verging sie.«

»Es sind trotzdem Geister, geformt durch den Atem der Wüste, um der Wüsten-Königin den nötigen Schutz zu verleihen, was über lange Zeit geklappt hat. Doch nun sind ihre Feinde erstarkt, um sie zu vernichten. Wenn sie es geschafft haben, ist der Weg für sie frei, dann übernehmen sie die Macht und das Wissen der Königin.«

»Kennst du ihre Feinde?«

Der alte Mann hob die Schultern. »Manchmal hat mir der Wind etwas zugeflüstert. Er sprach von grauen Bestien, manchmal Mensch, manchmal Tier. Schreckliche Gestalten, die ihr Heulen durch die nächtlich stille Wüste schallen lassen.«

»Wölfe«, sagte ich leise.

Er nickte. »Das wußten wir. Es sind keine Schakale, sie benehmen sich anders, und sie stehen unter dem Zwang, die Königin finden zu müssen. Sie werden auf die Hüterinnen des Grabes treffen und diese als erste töten. Ich kenne die Schrift, aber wir wollen, daß die Königin zurückkehrt und das Reich der Sabäer wieder aufbaut. Du wirst uns dabei helfen, Jenna. Schon einmal warst du bei mir. Ich habe dir vertraut, ich erkannte deine guten Absichten, aber du mußtest aufgeben, und ich glaube, daß es heute noch schlimmer geworden ist, denn die Zeit blieb nicht stehen.«

»Was weißt du noch?« fragte ich.

»Viel und gleichzeitig viel zu wenig.«

Diese Antwort war keine, die hätte ich mir auch selbst geben können. Ich wollte konkrete Dinge erfahren. »Bitte, Bahid, kannst du uns keinen Hinweis geben?«

»Ich kenne das Grab nicht.«

»Wer kann es kennen?«

»Die Hüterinnen.«

»Dann müssen wir mit ihnen zusammentreffen. Sie müssen reden, uns den Weg weisen.«

»Es sind Geister, die sich von Menschen nichts befahlen lassen. Man kann sie rufen, dann werden sie kommen oder auch nicht.«

»Wir haben lautere Absichten«, erklärte ich.

»Das weiß ich, aber wissen sie es auch?«

Jenna Jensen beugte sich vor, »Bitte, Bahib. Ich weiß, daß du uns mehr sagen könntest. Tu es auch, nimm auf uns keine Rücksicht. Sag endlich, was du weißt. Zeige uns die Spur.«

Er leerte seine Tasse. Unter der Decke brannte nur eine kleine Leuchte, die ein blasses Licht verstreute. Die anderen Lampen — Leuchtstoffröhren — waren ausgeschaltet. Die Antwort gab er in der blumenreichen Sprache des Orients. »Wir leben in einem Land, das vom Atem der Jahrtausende durchweht wird. Manchmal stärker, manchmal schwächer, das ist der Hauch der Geschichte wie der Wind. Viele Zeugen unserer Geschichte sind unter dem heißen Sand der Wüste begraben. Nur manchmal, wenn die Menschen zu neugierig sind, kommen sie wieder zum Vorschein. So ist es auch mit der alten Königsstadt Marib, in der sie gelebt hat. Man fand Reste von ihr, Trümmer, Mauern. Doch nicht alles hat der Wind überdecken können. Ein Zeuge aus dieser Zeit trägt einen besonderen Namen. Es ist der Turm der flüsternden Geister. Er ragt wie ein abgebrochener Finger in den Himmel. Von Märchen und Geschichtenerzählern wurde er auch Turm des Wissens genannt, denn der Reine, der ihn betrat, konnte mit den Geistern Kontakt aufnehmen und so sein Wissen über ein anderes Reich verlangen. Auch die Königin hat diesen Turm des öfteren besucht.«

»Den gibt es noch?« fragte Jenna.

Der alte Mann nickte. »Ja. Er liegt zwischen Mokka und Marib. Ihr müßt nur der alten Karawanenstraße folgen, dann werdet ihr ihn sehen. Er steht auf einem Felsen, der wie ein geknickter Handrücken aus dem Sand der Wüste ragt. Ein stolzes Bauwerk, von den meisten vergessen und von denen, die mehr wissen, verschwiegen.«

»Das hast du mir bei meinem ersten Besuch nicht gesagt, Bahib!«

»So ist es. Ich kannte dich nicht, ich wollte dir nicht mein Wissen preisgeben, aber ich sehe ein, daß ich jetzt über meinen eigenen Schatten springen muß. Möge der Allmächtige mir verzeihen oder mich strafen, ich nehme es hin, denn die Zeiten stehen kurz vor dem großen Umbruch. Die Gerechten müssen jetzt handeln.«

»Und wir sollen dorthin fahren?« fragte Suko. »Um wen zu

treffen?«

»Wenn die Geister der Grabwächterinnen ein Ziel haben, dann ist es gewiß der Turm. Man hat sie aus dem Grab vertrieben, aber der Turm steht. Dort werden sie, dort werdet ihr die Signale empfangen können. Möge Allah euch behüten.«

Er schaute uns ernst an und streckte uns beide Hände entgegen. Wir schwiegen. Ein jeder von uns spürte die mit Ehrfurcht erfüllte Minute. Man hatte uns ein Geheimnis anvertraut. Es würde sich zeigen, ob wir würdig waren, dieses Geheimnis auch zu wahren.

Mit schlichten Worten bedankten wir uns bei dem weisen Bahid, der aufstand wie ein Jugendlicher, was mir schwerfiel, denn ich kam nicht so einfach von dem Kissen hoch.

»Es ist weit«, sagte Bahid. »Ich werde euch den Wagen jetzt überlassen. Kommt mit,«

Wir gingen nicht mehr durch den Laden. Das Büro besaß eine versteckt angebrachte Seitentür. Sie lag hinter einem Regal im toten Winkel. Bahid, der vorging, drückte die Für auf.

Ich setzte die dunkle Brille auf, denn die Sonne schien auch in den großen Hof, obwohl dieser von hohen, weißen Lehmmauern umgeben wurde. Er diente als Außenlager.

Technische Ersatzteile aller Art fanden wir hier und nicht nur ein Fahrzeug. Sogar ein Benz stand im Schatten der Mauer. Auf seinem blauen Lack lag eine dünne Schicht aus Staub.

Der Jeep parkte neben dem Tor. Wir wuchteten das Gepäck hinein. Ich überprüfte ihn so gut wie möglich, und meiner Ansicht nach sah er wüstentauglich aus.

»Wasser und Benzin werde ich noch bringen lassen. Fahrt ihr bis zum Turm der flüsternden Geister. Muß ich euch den Weg dorthin noch einmal genau erklären?«

Das brauchte er nicht. Außerdem war Jenna die Strecke schon einmal gefahren.

»Wann werden wir ungefähr dort eintreffen?« fragte ich.

Bahid fuhr durch seinen dünnen Bart. »Wenn der Lag im Grau der ankommenden Nacht versinkt, werdet ihr ihn wahrscheinlich im letzten Licht der Sonne sehen können. Ihre Strahlen treffen seine Spitze und lassen sie rot aufleuchten.«

»In der Dämmerung«, sagte ich.

»Ja.«

Bahid entschuldigte sich und ließ uns allein. »Sieht ja nicht schlecht aus«, sagte Suko. »Mit so viel Glück hätte ich nicht gerechnet, nach dem, was hinter uns liegt.«

»Ja, man kann Bahid vertrauen.«

Ich lächelte Jenna zu. »Weshalb hast du uns zuvor nichts von ihm gesagt?«

»Er ist alt, John. Ich war mir nicht sicher, ob er noch lebte.«

»Da hast du recht.« Ich wischte über mein Gesicht, denn ich hatte den Eindruck, in einem Backofen zu stehen. Die Sonne hatte den Hof ungemein stark aufgeheizt.

Manchmal trieb Staub über die Mauerkanten. Er schimmerte rötlichgelb im Sonnenlicht.

Kunden erschienen nicht. Sie suchten sich bestimmt die Abendstunden aus, in denen es kühler war.

Bahid kehrte zurück. Er war nicht allein. Zwei Männer schleppten Kanister mit Benzin und Wasser. Beides war in der Wüste kostbar. Sie luden die Kanister auf, und wir mußten unsere Gepäckstücke noch einmal zurechtrücken.

Bahid nickte uns zu. »Für die Ausrüstung ist gesorgt«, sagte er. »Alles andere liegt an euch. Und noch eines möchte ich euch mit auf den Weg geben: Wenn ihr das Grab findet, schändet es nicht! Begegnet ihm und der Königin mit der nötigen Ehrfurcht. Ihr wißt schon, was ich meine. Nicht wahr, Jenna?«

»Ja, Bahid.«

Ich hatte mich entschlossen, das Lenkrad zu übernehmen. Suko nahm neben mir Platz. Er stemmte seine Füße - sie steckten in halbhohen Stiefeln, wie meine und Jennas auch - gegen das Bodenblech. Die Wissenschaftlerin kletterte auf den Rücksitz. Sie winkte beim Start dem alten Mann noch einmal zu, der zum Abschied grüßend die Hand hob.

Dann startete ich. Eingehüllt in eine Wolke aus Staub und Sand, verließen wir den Hof...

Die Stadt Mokka lag sehr bald hinter uns. Dafür umgab uns die Einsamkeit der Wüste.

Es gibt Menschen, die sich für eine solche, auf den ersten Blick trostlose, Gegend begeistern können. Ich gehörte nicht zu denen. Ich haßte den von den Reifen aufgewirbelten Staub und Sand, der unseren Jeep wie ein dichter nie abreißender Schleier umhüllte und unseren Fahrtweg genau markierte.

Suko hatte noch auf der vorderen Ablage eine Karte gefunden und sie ausgebreitet auf seine Knie gelegt. Ich kam mit den Gängen mittlerweile gut zurecht. Auch Jenna klagte nicht. Sie hatte sich quer auf die Rückbank gesetzt.

Unsere Kleidung hatten wir der Witterung angepaßt und wirkten in dem Drillichstoff wie verwegene Abenteurer. Die fruchtbare Küstenregion lag nicht mehr sichtbar hinter uns. Felsen, Sand und Berge erwarteten uns und eine Straße, die bald keine mehr war, denn sie endete irgendwo in der Wüste.

Einmal kam uns eine Kolonne Lastwagen entgegen. Jenna tauchte, um sich den Blicken der Fremden zu entziehen. Die Wagen waren mit Soldaten besetzt, die auf den offenen Ladeflächen standen und uns finstere Blicke zuwarfen. Zum Glück kam keiner auf die Idee, uns zu stoppen.

Schatten erschienen an der rechten Seite. Die ersten Ausläufer der

Berge.

Die Sonne sahen wir zwar auch, nur nicht mehr so klar. Auch war sie schon tiefer gesunken. Ihre Strahlen erreichten uns in einem anderen Winkel als am Morgen oder Mittag.

Schon bald kamen wir uns vor wie die einsamsten Menschen auf der Welt. Der Fahrtwind brachte keine Kühle, dafür den feinen Sand, der sich auf unsere schweißfeuchte Haut wie eine zweite Schicht gelegt hatte. Die Berge rückten heran, je mehr Meilen wir zurücklegten. Ich wollte noch fahren, aber Jenna bat um eine Pause.

»Jetzt schon?«

»Ja, bitte.«

Ich stoppte. Wir stiegen aus. Nur allmählich senkte sich der Staub. Jenna ließ die Wasserflasche kreisen. Das kühle Naß tat gut. Wir hatten es aus dem Faß in eine Thermosflasche gefüllt.

»Was willst du sehen?« fragte ich sie, mir einige Tropfen vom Kinn abwischend.

»Die Berge.«

»Da sind sie.« Ich deutete in die Runde, wo sie sich gezackt, rissig und in unregelmäßigen Formationen vom Grund der Wüste abhoben. Noch stand die Sonne so hoch, daß sie über sie hinwegschien. Wenn sie jedoch um eine oder zwei Handbreiten sank, dann würden die Felsen glühen.

Ich ging ein Stück. Bei jedem Schritt gab der Sand nach; es war mühsam. »Ich kenne diese Gegend recht gut, wir werden die Sandwüste bald hinter uns haben«, hörte ich Jenna sagen.

»Was erwartet uns dann?« fragte ich, mich dabei zu der Wissenschaftlerin umdrehend.

»Felsen.«

»Auch Pfade?«

»So ähnlich.« Sie lächelte. »Bevor wir jedoch in die eigentliche Region hineintauchen und zu der gewaltigen Hochebene fahren, wo

die Stadt Marib vermutet wird, werden wir den Turm der flüsternden Geister auf der rechten Seite, also leicht nördlich, sehen können.«

Sie war die Führerin, und wir vertrauten uns ihr an.

»Soll ich fahren?« fragte Suko.

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden.

Das Motorengeräusch des Jeeps ärgerte mich, als es die Stille unterbrach. Wieder wirbelte eine Staubwolke hoch, aber sie war nicht mehr so dicht. Dafür spürten wir den Wind. Er kam aus dem Innern des Landes, schon ein Vorbote des nächtlichen Windes, und er wehte teilweise die Steine blank.

»Auf der von uns aus gesehen linken Seite, werden wir den Turm finden können,« meldete sich Jenna aus dem Fond.

»Hast du ihn bei deiner ersten Reise nicht gesehen?«

»Nein, John.« Jenna kramte ein Glas hervor und drückte es gegen ihre Augen. Da der Jeep stark schwankte, bei der schlechten Strecke kein Wunder, war es für sie nicht so einfach, Sichtkontakt mit den schroffen Zacken und Hängen der Berge zu halten.

Die Berge bestanden nicht nur aus glatten Wänden oder Hängen. Sie öffneten sich zu breiten Spalten, die schon canyonähnliche Ausmaße annahmen. Sehr breit und auch tief hatten sie sich in den Fels hineingefressen.

Es gab keine sichtbare Spur von Leben. Und doch lebte diese Wüstenlandschaft. Ich hatte oft genug Bilder von überwältigender Schönheit und auch von Leben gesehen.

Die Reifen wurden arg strapaziert. Aber der Wagen tat seine Pflicht. Damit hatte uns Bahid nicht reingelegt.

Die Sonne sank tiefer. Purpurfarben leuchteten die Gipfel auf, als würden sie von einem Flammenmeer Übergossen.

Aber auch braune und gelbe Töne schwammen in diesem gewaltigen Feuer aus Licht, das seinen Ursprung in der Sonne hatte,

die wiederum von einem allmählich dunkler werdenden Himmel umgeben wurde.

»Da muß es sein!« Jennas Ruf erschreckte uns beide. Suko fuhr automatisch langsamer, hielt an, und wir folgten Jennas Blick. Die tiefstehende Sonne blendete mich trotz der Brille. Ich stieg aus und schaute aus einer anderen Perspektive hin.

In der Tat erhob sich von einem Bergbuckel aus dieser alte Turm. Flüsternde Geister sollten sich darin verteilen, so hatte uns Bahid gesagt. Ich war ungemein gespannt, was uns dort erwarten würde, ob die Geister überhaupt bereit waren, mit uns in Kontakt zu treten. Noch immer explodierte das Licht in den Bergen. Minütlich wechselten die Farbtöne. Es war einfach wunderbar, nur dazustehen und gegen die angestrahlten Felsen zu schauen.

»Ihr habt's gut«, sagte Suko, »aber ich muß fahren.«

»Dann mal los.«

Einen Weg fanden wir nicht. Es war schon gut, daß Suko die Richtung beibehalten konnte.

Vor uns öffnete sich einer dieser Einschnitte. Breit wie ein Fluß, auch ansteigend. Der Hang war mit Geröll bedeckt, das ziemlich fest aussah. Was nun folgte, war eine Meisterleistung an Fahrkunst. Suko mußte immer wieder die großen Brocken umrunden. Er schaffte dies mit einer stoischen Ruhe, ich wäre manchmal ausgeflippt.

Sehr hart stemmte ich mich gegen das Bodenbrett. Dennoch schaukelte ich bei jeder Kurve nach rechts oder links und fing mich stets mit der Schulter ab.

Das Ziel rückte näher.

Umstrahlt von den untergehenden Sonnenstrahlen wirkte der Turm so, wie von Geisterhand hingestellt. Er bot ein Bild, das ich nur mit dem Gemälde eines Künstlers vergleichen konnte.

Das letzte Stück forderte Suko noch einmal alles ab. Nicht nur wegen der Steilheit, denn hier lagen die Steine loser. Unter den

Reifen rutschten sie weg und polterten in die Tiefe. Manchmal hatten wir den Eindruck, als würde auch der Wagen kippen, aber er hielt sich. Was die verstärkte Bodenwanne auszuhalten hatte, war schon phänomenal, und auch das Schutzgitter vor den Lampen hielt viel ab. Im Schatten des wuchtigen Turms hielten wir an. Als Suko ausstieg, war er schweißnaß. »Zurück fährst du aber«, sagte er.

»Klar.«

Aus der Nähe betrachtet, mußten wir zugeben, daß es sich bei diesem Turm schon um ein gewaltiges Bauwerk handelte. Aus der Ferne hatte er so schmal ausgesehen, aber jetzt erkannten wir seinen mächtigen Durchmesser. Der immer wehende Wind hatte Sand und Steine gegen die Mauern geschaufelt. Es sah so aus, als wolle er daran hochklettern.

»Wo ist der Eingang?« fragte Suko.

Jenna Jensen hatte sich bereits auf die Suche gemacht. Jedenfalls sahen wir nichts mehr von ihr.

Ich rief ihren Namen und bekam eine Antwort. »Kommt her, ich habe etwas entdeckt.«

Wir umschritten den Turm. Er war rechteckig gebaut und mit »Balkonen« versehen, die um den Turm herumliefen. Man konnte über sie weder nach oben, noch nach unten gehen. Fenster existierten ebenfalls. Mehr Luken, mal größer, mal kleiner. Die Spitze war abgebrochen. So ragten die Mauern wie eine unterschiedlich hohe Zinne in den Himmel, begossen vom Glanz der fast waagrecht stehenden Sonne. Jenna stand vor einem Ort, derein Eingang hätte sein können. Frei lag er leider nicht. Schutt und Geröll waren dagegengeweht worden, so daß sie einen regelrechten Hang bildeten, auf dem wir leicht hätten ausrutschen können. Bis zur Decke war der Eingang nicht zugeschüttet. Wir hatten noch Platz, um hindurchkriechen zu können.

»Wer macht den Anfang?« fragte Suko.

Ich erklärte mich bereit. »Dann viel Spaß.«

Der verging mir, als ich die ersten Schritte über den angeschütteten Hang ging. Staub und Sand waren so weich, daß sie nachgaben und ich fast bis zu den Schienbeinen einsackte.

Ich kämpfte mich voran, fand auch unter dem Sand harte Stellen, wo ich mich abstützen konnte, und schaffte es, bis dicht an die Öffnung zu gelangen.

Ich hatte die Lampe hervorgeholt und leuchtete in das Dunkel des Turms hinein.

Staub und muffiger Geruch wehten mir entgegen. Irgendwelche Spuren sah ich nicht.

»Dann geh mal hinein.« rief Suko.

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Wenig später war ich den Blicken der beiden Wartenden entschwunden. Auch innerhalb des Turms hatte der angewehrte Sand zusammen mit den Steinen einen Hang gebildet. Ihn rutschte ich hinab und stand schließlich staubbedeckt im Ziel.

»Bist du soweit?« fragte Suko.

»Ja, ihr könnt kommen.« Bei der Antwort hallte meine Stimme. Für mich ein Beweis, daß es keine schall schluckende Decke in der Nähe gab. Das stimmte auch. Ich konnte es besser sehen, als ich in die Höhe leuchtete. Der Strahl meiner Stablampe verlor sich in der grauen Finsternis. Durch die Fenster drang nur mehr schwaches Licht. In ihm erkannte ich auch so etwas wie übereinanderliegende Galerien, die untereinander durch geländerlose und lebensgefährlich wirkende Treppen verbunden waren. Ob sie hielten, war die Frage.

Jenna stiefelte zu mir. Auch ihr Gesicht war staubbedeckt. Sie nahm die Brille ab, putzte die Gläser, aber das half auch nicht. Schließlich steckte sie die Sehhilfe ein.

Suko machte den Schluß. Sein Lampenstrahl tanzte ebenfalls, als er über den Schutthaufen schritt. Genau wie ich blickte er sich um und

entdeckte die einzelnen Galerien, die an der rechten Turmmauer befestigt waren. Mit beiden Händen klopfte er sich den Staub aus der Kleidung. »Und jetzt?«

»Sind wir hier.«

»Toll, das hätte mir auch meine Großmutter sagen können, John. Wir werden also auf die Geister warten, ob diese uns tatsächlich etwas zuflüstern wollen. Fragt sich nur, wo das geschehen soll. Hier unten?«

Wenn wir auf dem Fleck stehenblieben, gingen wir auf Nurnmer Sicher. Allerdings würde es mich interessieren, einmal den Turm zu durchforsten. Das merkte auch Suko.

Er lachte. »Du willst eine Kletterpartie machen?«

»Wahrscheinlich.«

»Das ist gefährlich«, sagte Jenna. »Es wird immer dunkler. In der Wüste ist es pechschwarz.«

»Bis dahin bin ich wieder unten.«

»Wenn du dich nur nicht irrst, John. Die Nacht in der Wüste kommt oft von einer Minute zur anderen.«

»Was ist, wenn wir nur in der Höhe Kontakt mit ihnen aufnehmen können? Ich möchte mir später keinen Vorwurf machen, daß...«

»Ja, schon gut, geh los.«

»Ihr wartet hier?« Suko nickte.

Ich machte mich auf den Weg in die oberen Regionen des Turms und hoffte auf die flüsternden Geister.

Bisher war alles glatt gelaufen, fast zu glatt. Ich wartete förmlich darauf, daß etwas querging. Und ich sollte mich, verdammt noch mal, nicht geirrt haben...

Zunächst kletterte ich in die Höhe.

Die Stufen besaßen zwar eine gute Breite, sie bestanden auch aus Stein, aber sie waren doch an manchen Stellen ziemlich brüchig, wie ich im Schein der Lampe erkannte.

Sehr vorsichtig setzte ich meine Schritte, manchmal begleitet von einem zuckenden zweiten Schein, den Suko zu mir hochschickte, um mich verfolgen zu können.

»Wie kommst du mit der Treppe zurecht?« rief er.

»Sie scheint zu halten.«

»Hoffentlich bleibt es so,« rief Jenna.

Ich lachte hart und schaute wieder hoch. Auf den Stufen lag der Staub. Deshalb war auch dieses Gestein rutschig geworden. Ich mußte sehr vorsichtig weitergehen und hatte mich speziell auf ein Ziel konzentriert, das noch über mir lag.

Von einem großen Fenster wollte ich nicht sprechen. Es war eine Öffnung im Gemäuer, die breiter war als die anderen. Zu vergleichen mit einem Bogenfenster.

Bis ich es erreichte, kostete mich der Weg ziemlich viel Mühe und Anstrengung. Der Schweiß rollte mir in Tropfenbahnen über den Rücken, er lag auf der Stirn als dicke Schicht, in der Staub und Sand klebten. Die letzten Stufen zu überwinden, war am gefährlichsten. Unter meinem Gewicht knirschten die Steine. Ich leuchtete auf die Stufe und sah dort die Risse.

An der dicken Wand schob ich mich weiter. Mit der Schulter rutschte ich über das Gestein. Spinnweben klebten an ihm wie dichte Netze. In den Lücken hockten ebenfalls Tiere, die sich über den hellen Schimmer erschreckten und blitzschnell weghuschten.

Es gab also doch Leben in dieser trostlosen Landschaft. Das größere Fenster lag auf der anderen Seite. Von der Treppengalerie her führte ein Steg zu diesem Aussichtspunkt. Er bestand ebenfalls aus Stein, war ziemlich breit und sah eigentlich ungefährlich aus, auch wenn er kein Geländer besaß.

Dicht davor blieb ich stehen. Unter mir tanzte der Kegel einer Stablampe an der Wand hoch. Suko leuchtete wieder, erreichte mich kaum, so hoch war ich mittlerweile gestiegen.

»He, John...« Seine Stimme hallte mir entgegen. »Willst du dort hinüber zum Fenster?«

»Ja...«

»Verdammt, der Steg kann brechen.«

»Oder auch halten!« rief ich in die Tiefe. »John, tu es nicht, bitte!«

»Laß gut sein, Jenna. Wenn ich fallen sollte, fängst du mich auf. Alles klar?«

»Aber zuvor lassen wir dich einmal aufticken!« rief Suko.

»Meinetwegen.«

Ich beendete die Unterhaltung mit diesem einen Wort und bereitete mich darauf vor, über die Steinbrücke zu schreiten. Es war gefährlich. Der feine Sand glitzerte zwischen den Ritzen wie Eis. Auch zeigten die Steine Risse, aber die vergaß ich.

Es war kein Gehen, mehr ein Tasten. Ich schob sehr behutsam einen Fuß vor den anderen. Bei jedem Knirschen unterden Sohlen zuckte auch ich zusammen. Mir war heiß und kalt zugleich. Durch die Öffnungen in den Wänden wehte zwar der Wind, kühl war es trotzdem nicht im Innern des Turms. Die Luft kam mir heiß und stickig vor, wie durchweht von Moderschwaden.

Ich ging wie ein Seiltänzer, die Arme gespreizt, um möglichst das Gleichgewicht halten zu können. Der Fensterausschnitt lag in meiner direkten Blickrichtung. Ich wollte auch nicht woanders hinschauen und mich ablenken lassen, was leicht zu einem Fehltritt führen konnte. Nur das größere Fenster zählte.

Der Steg mündete dort, wo sich innen eine Fensterbank befand. Sie besaß eine relativ große Breite. Zwei Menschen konnten darauf Platz finden.

Jenna und Suko rührten sich nicht. Sie würden meinen weiteren Weg gespannt und mit Angst in der Brust verfolgen.

Noch zwei Schritte, noch einer — ich atmete bereits auf, da geschah es. Unter mir brach der Steg weg.

Zum Glück warnte mich das Knirschen. Diesmal hörte es sich lauter an. Ich wußte, daß ich mein Leben verlieren würde, wenn ich jetzt nicht sofort handelte.

Es war der Sprung der Verzweiflung, der mich nach vorn katapultierte. Ich wäre möglicherweise durch die Öffnung gesegelt, konnte mich im letzten Augenblick drehen, so daß ich gegen die rechte Kante des Fensters prallte, mich dort festklammerte und auf der Fensterbank mit den Füßen Halt bekam, während das Gestein unter mir in die Tiefe segelte.

Mein Schrei hallte in die Tiefe. Ich mußte Jenna und Suko warnen, die nicht von den fallenden Trümmern erschlagen werden sollten. Was da unten geschah, sah ich nicht, aber Suko und Jenna hatten hervorragend reagiert.

Im Schein der nach oben gerichteten Lampe war dem Inspektor schon aufgefallen, daß der Steg brechen würde.

Dann aber kam es mit Gewalt. Ein tödlicher Regen aus Trümmern raste dem Grund entgegen. Sie fielen zwar alle senkrecht, aber in verschiedenen Richtungen weg, denn der Steg war regelrecht geplatzt und hatte die Brocken explosionsartig verteilt.

Suko und Jenna hatten sich lange genug am Eingang aufgehalten, um sich auch umschaun zu können. Das war ihnen gelungen, und die beiden hatten eine Nische entdeckt.

In die tauchten sie ein, verfolgt vom Regen der fallenden Trümmer, doch sie wurden nicht erwischt.

Die Brocken hämmerten vor der Nische zu Boden, sprangen hoch und zur Seite weg. Staub hüllte sie ein. Splitter rasten gegen ihre Körper und die vor ihre Gesichter hochgerissenen Arme, wo der feste Stoff sie abfing. Das losen des krachenden und berstenden Gesteins hallte noch als Echo in den Turm hinein, verstummte und hinterließ eine Staubwolke, die auch ich sah.

Noch immer hielt ich mich auf der schmalen Innenbrüstung auf,

klammerte mich an der Kante fest und betete dafür, daß die Unterlage nicht auch wegbrach.

Ich ließ den Lichtarm in die Tiefe strahlen und gegen die hochquellende Wolke aus Staub, in der sich der Kegel verlor. Von meinen Freunden sah ich nichts.

Sollten sie es nicht mehr geschafft haben?

Ich wollte schon rufen, als mir Sukos laute Stimme entgegenklang.

»Bist du okay, John?«

»Ja. Und ihr?«

»Wir brauchten eine Badewanne, so staubig sind wir. Sonst ist alles okay, Alter.«

Ich atmete auf. »Ich hänge hier oben am Fenster. Wenn ich jetzt zu euch will, muß ich springen.«

»Dann genieß erst mal die Aussicht.«

»Das mache ich auch.«

Ich drehte mich auf der Stelle und schaute durch die Öffnung. Auch außen sah ich einen Vorsprung, auf den ich allerdings in meiner Position verzichten konnte. Hier war mir zwar nicht wohl, aber besser noch, als vor dem Turm in lustiger Höhe zu stehen.

Das Blickfeld gefiel mir. Ich konnte dorthin schauen, wo wir auch den Wagen abgestellt hatten. Er stand ja nur wenige Schritte von diesem antiken Bauwerk entfernt.

Der Himmel hatte einen dunklen Schleier bekommen. Nur an seinen Rändern war er noch dunkelrot vom wirklich allerletzten Licht der Sonne gefärbt. Die Schatten fielen von den Bergen und Felsen, umgaben das Tal, hüllten es ein, vergaßen auch den Turm nicht und unseren abgestellten Jeep ebenso.

Auf mich wirkten die Felsen wie vereiste, in der Luft stehende Wolkengebilde.

Der Himmel lag klar über mir. Die Pracht der Sterne zeichnete ihn und auch die blasse Scheibe des Mondes, der sein Licht gegen die

Erde strahlte.

Vampir-oder Werwolfwetter...

Von den flüsternden Schatten hatte ich bisher noch nichts bemerkt. Dafür sah ich andere Schatten. Auch nur deshalb zu erkennen, weil ich zufällig in die Tiefe starrte und sah, wie sie sich auf dem Boden bewegten. Sie huschten hin und her. Geräusche vernahm ich nicht, und sie sahen aus wie Tiere.

Hyänen möglicherweise, die erst bei Dunkelheit erschienen und wenn es kühler wurde.

Mein Blick glitt wieder zum Wagen hin, weil ich dort auch eine Bewegung gesehen hatte.

Genau da, an unserem geliehenen Jeep erschien ein Lichtfleck. Und nur deshalb, weil jemand die Tür geöffnet hatte. Der Wagen war mit einer Innenbeleuchtung ausgestattet, er gehörte eben zu den Luxusmodellen. Im beleuchteten Innenraum sah ich die Gestalt.

So groß wie ein Mensch, sie war auch ein Mensch. Dazu eine Frau, das erkannte ich an den langen Haaren.

Sie kletterte auf die Ladefläche und begann damit, unser Gepäck zu durchwühlen.

Eine Diebin?

Ja und nein, denn im gleichen Moment wußte ich, wer sich an unserem Fahrzeug zu schaffen machte. Morgana Layton!

Ich konnte es zunächst nicht fassen, glaubte daran, daß mir meine überstrapazierten Nerven einen Streich spielten, aber es stimmte. Diejenige Person, die sich um den Jeep kümmerte, war die Mensch-Wölfin. Ich wußte nicht, was sie dort suchte, der Wasserbehälter war es bestimmt nicht.

Drei Sekunden ungefähr hatte ich gezögert. Von hier oben konnte ich nichts tun. Die Entfernung war zu weit für einen Schuß, die Kugel würde unterwegs verhungern.

Da gab es nur eine Lösung.

Suko mußte ran!

Ich brüllte seinen Namen in die Tiefe und fügte zwei folgenschwere Sätze hinzu.

»Morgana Layton ist da. An unserem Wagen, hol sie dir!«

»Stimmt das?«

»Ja, verdammt! Lauf los!«

Und Suko gehorchte...

Wie erstarrt stand Jenna Jensen neben dem Inspektor. Auch sie hatte John Sinclairs Meldung gehört und konnte es kaum fassen. Sie wollte Suko eine Frage stellen, der aber hatte anderes zu tun. Blitzschnell war er auf den über die Hälfte verschütteten Eingang zugelaufen und quälte sich durch die Mischung aus Sand und Schutt. John hatte sich bestimmt nicht getäuscht. Wenn Morgana Layton tasächlich den Wagen untersuchte, dann wollte sie auch etwas Bestimmtes haben oder das Fahrzeug einfach zerstören, was Suko aber nicht glaubte. Er hatte einen anderen Verdacht und konnte nur hoffen, daß er sich nicht bestätigte. Ausgerechnet jetzt, wo es auf jede Sekunde ankam, rutschte er ab und tiefer in den verfluchten Sand, der auch gegen sein Gesicht spritzte, in den Mund drang, auf der Zunge, den Lippen klebte und zwischen den Zähnen knirschte.

Um durch die Öffnung zu gelangen, mußte sich Suko ducken. Dann rollte er sich einfach weiter, eingehüllt in eine Wolke aus Staub und Sand, kam er wieder auf die Füße und lief nach rechts in die düsteren Schatten hinein.

An einer Stelle durchbrach Lichtschein den Schatten. Genau dort stand der Wagen, und eben an dieser Stelle mußte sich auch Morgana Layton aufhalten.

Suko hatte längst seine Beretta gezogen. Er hetzte auf den Ort zu, sprang geduckt und geschmeidig über Hindernisse hinweg, sah endlich den Wagen, aber nicht Morgana Layton.

Längst hatte sie den Jeep verlassen. Mit oder ohne die Beute, das würde sich noch herausstellen.

Obwohl Suko es eilig hatte, blieb er vorsichtig. Er konnte nicht wissen, was die verfluchte Wölfin noch als Trümpfe in der Hinterhand hielt. Er traute ihr jedenfalls alles zu.

Der Inspektor stieg nicht in den Jeep ein. Er kümmerte sich um das Heck, an dem die Klappe geöffnet war. Im Licht der Lampe durchsuchte er das Gepäck.

Die Ausrüstung war vollständig vorhanden. An ihr hatte sich niemand zu schaffen gemacht. Suko wühlte weiter. Sein Verdacht lief in eine ganz bestimmte Richtung.

In einem innen mit weichem Leder ausgestatteten Etui hatten sie etwas Bestimmtes transportiert. Suko durchwühlte das Gepäck und den Proviant dreimal nacheinander, dann hatte er Gewißheit. Es fehlte der Dunkle Gral!

Suko hatte plötzlich das Gefühl, auf einem schwankenden Boden zu stehen. Die dunklen Berge, die ihn umgaben, fingen an zu tanzen. Sie bewegten sich hektisch von links nach rechts. Der Ruf seine Freundes John Sinclair klang nur schwach an die Ohren des Inspektors. »Was ist denn los gewesen?«

Suko legte seine Hände als schalleitenden Trichter vor seinen Mund, als er die Antwort gab. »Der Dunkle Gral ist verschwunden. Sie hat ihn genommen, John.«

Ein wütender Fluch schallte als Antwort in die Tiefe. Was hätte John Sinclair auch anderes sagen sollen? Alles Weitere wäre nur Makulatur gewesen und hätte die Sache nicht besser gemacht.

Mit der flachen Hand schlug der Inspektor auf das Dach des Jeeps und lauschte dem Echo nach. Er war wütend, sauer und sogar deprimiert. Das hätte ihnen nicht passieren dürfen.

Aber sie hatten sich so stark vom Turm der flüsternden Geister

ablenken lassen, daß sie Morgana Layton förmlich dazu eingeladen hatten, sich den Jeep einmal von innen genauer anzuschauen.

»Siehst du noch etwas, John?«

»Nein, sie hat sich gut versteckt. Ich habe nicht einmal die Richtung gesehen, in die sie gelaufen ist.«

»Und sonst?«

»Sie war nicht allein!«

»Mit den Wölfen?« schrie Suko.

»Ja!«

Der Chinese trat einen Schritt zur Seite. Unter seinen Sohlen zerknirschten wieder Steine. Er bohrte seinen Blick in die Dunkelheit. So sehr er auch schaute, eine graue Bestie war nicht zu entdecken. Es leuchteten keine Raubtieraugen aus dem Dunkel.

Langsam und nach allen Seiten sichernd begab er sich wieder auf den Rückweg. Er hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen, als er das harte und metallisch klingende Lachen hörte, dessen Echos von einer Felswand zur anderen rasten.

Es war das Lachen einer Frau. Schrill, gemein und gleichzeitig triumphierend. So lachte nur jemand, der einen großen Sieg auf sein Konto gebucht hatte.

Morgana, die Wölfin!

Suko rührte sich nicht. Er wußte, daß Morgana nicht ewig lachen würde. Sie wollte etwas von ihnen, das lag auf der Hand. Noch hielt sie sich zurück, erst lachte sie sich aus und ließ es nur allmählich verklingen. Zum Schluß hatte es einen nahezu bellenden Klang bekommen, der auch noch zwischen den nackten Feldwänden wettete. Es wurde still...

Nur weit in der Ferne heulte ein Coyote. Der klagende Laut wimmerte der Scheibe des Mondes entgegen, bevor ihn die schwarzblaue Finsternis verschluckte.

Suko wartete voller Spannung. Er konnte nicht sagen, wo sich

Morgana Layton aufhielt. Das Echo hatte auf keine Richtung hingewiesen.

»Sinclair...!« Laut und fast schon singend hallte der Name des Geisterjägers durch die Nacht. »Du bist einen langen Weg gegangen!« rief Morgana Layton in das Lcho hinein. »Du und deine Freunde, ihr wolltet das Grab der Königin finden, aber ich werde es vor euch zu sehen bekommen und alles in meinem Sinne regeln. Ihr habt noch die Chance, den Rückweg anzutreten — oder in den Tod zu fahren. Überlegt es euch gut. Diese Nacht wird zu meiner Nacht werden, das verspreche ich euch. Vor den Menschen waren die Wölfe, ein jeder von euch kennt diesen Spruch. Heute werde ich ihn als Tatsache umsetzen. Die alten Zeiten sollen auferstehen, gemeinsam mit der Macht der Königin. Vieles ist über sie geschrieben worden, nicht alles ist wahr. Das große Geheimnis, ihr Geheimnis aber, das hat noch niemand weiterverfolgt, nur ich bin auf den Gedanken gekommen. Sie, der Dunkle Gral und Lilith, das ist eine Konstellation, die ich als völlig neu bezeichnen möchte. Wie gesagt, ihr könnt bleiben, ihr könnt gehen oder mir folgen. Dann aber wird es ein Weg in den Tod sein...«

»Morgana!« brüllte Suko in das Lcho ihrer Stimme hinein. Es war vergebene Mühe, sie gab keine Antwort mehr. Nur weiter oben, von einem der Hänge, rollte ein Stein in die Tiefe, tickte einige Male auf und sprang an Suko vorbei. Erst die Außenmauer des Turms stoppte ihn. Suko wollte nicht mehr reden. Er kam sich vor wie ein Fisch im Wasser. Die Niederlage hatte ihn verstummen lassen. Er schaute an der Wand des Turms in die Höhe.

Ziemlich weit oben bewegte sich ein Licht. Da genau mußte John Sinclair stehen.

»Suko?« Jennas Stimme erreichte den Inspektor.

»Ich bin hier.«

»Kommst du wieder?«

»Natürlich.«

Er ging den gleichen staubigen und sandigen Weg wieder zurück in den Turm. Jenna schaute ihn an. »Ich habe alles gehört«, flüsterte sie.

»Morgana hat den Dunklen Gral, nicht wahr?«

»Leider.«

»Wie geht es weiter?«

Suko hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen. Wir müssen auch zusehen, daß wir John Sinclair aus dieser verdammten Höhe befreien. Springen kann er wohl schlecht.«

Dr. Jenna Jensen nickte. »Vielleicht«, sagte sie leise, »gibt es doch eine Chance.«

»Siehst du eine?«

»Mit meinen eigenen Augen sogar.«

»Wo?«

Jenna trat auf den Inspektor zu, faßte seinen rechten Arm und ging mit ihm zu einer Stelle, von wo aus sie einen bestimmten Blickwinkel hoch zu den Galerietreppen besaßen.

»Leuchte mit deiner Lampe.«

Zwei Lichtarme wanderten und rissen stets das gleiche Bild aus der Düsternis.

Auf den Stufen standen sechs Frauen. Jede hielt eine Rose in den Händen.

Der Turm der flüsternden Geister hatte in diesem Augenblick seinem Namen alle Ehre gemacht...

Ich war deprimiert, hilflos, wutentbrannt. Noch immer stand ich auf der inneren Fensterbank, klammerte mich an der Mauerkante fest und verfluchte meine eigene Hilflosigkeit.

Ich hatte alles falsch gemacht, ja, alles...

Jetzt stand ich in luftiger Höhe und wußte nicht, wie ich jemals die Treppe erreichen sollte. Dabei war es Morgana Lay ton gelungen,

mit dem Dunklen Gral, einem unserer wertvollsten Schätze überhaupt, zu fliehen. Sie wollte ihn haben, um das Grab der Königin öffnen zu können. Das hatte sie uns zu verstehen gegeben.

Ihre Worte wollten mir einfach nicht aus dem Sinn. Sie hatte nicht allein den Dunklen Gral erwähnt und die Königin von Saba, es war noch ein dritter Begriff gefallen.

Lilith!

Sie wurde als erste Hure des Himmels bezeichnet. Sie hatte sich damals auf die Seite Luzifers geschlagen, als dieser am Thron des Allmächtigen zerrte. So wurde es erzählt, so war es in manchen Schriften niedergelegt worden.

Beim ersten großen Kampf Gut gegen Böse hatte Lilith verloren und war zusammen mit Luzifer in die Tiefen der Verdammnis hinabgetaucht. Über Urzeiten hinweg war sie in Vergessenheit geraten, doch in der Gegenwart war ihr Name wieder aufgetaucht.

Lilith wurde verehrt. Es gab zahlreiche Frauen, die sich zu Hexenzirkeln zusammengeschlossen hatten, sie als ihre Urmutter bezeichneten, zusammen mit der Mutter Erde, die auch einen weiblichen Artikel besaß. Die Erde, die Urmutter, die Königin von Saba... Nein, ich wollte daran nicht glauben. An die ersten beiden Begriffe schon, aber die Königin von Saba eine schreckliche Dämonin? Vielleicht, denn in zahlreichen Schriften wurde sie als solche angesehen, denn sie war zu König Salomo gekommen, hatte ihn verführt und so, wie man damals schrieb, als die Zeiten noch frauenfeindlich waren, das Böse siegen lassen.

So hätte es sein können. Ich glaubte trotzdem nicht an dieses Dreieck, weil es eine Tatsache gab, die mich störte. Ich hatte die Königin von Saba gesehen. Nicht als faßbarer Mensch, dafür als Geist in menschlicher Gestalt.

Als Erscheinung, damals innerhalb des Henkelkreuzes. Ich hatte in ihre Augen schauen können und festgestellt, daß es nicht die Augen

einer Dämonin waren. Irgend etwas lief hier falsch, war nicht richtig gepolt. Möglicherweise befand sich Morgana Layton auf einem Irrweg, der sich allerdings auch durch sie korrigieren ließ.

Es war schwer, hier eine Entscheidung zu treffen, und sie war auch, ehrlich gesagt, sekundär. Für mich zählte nur, wie ich es schaffte, aus dieser Höhe wieder auf den Boden zu kommen, ohne mir dabei den einen oder anderen Knochen zu brechen.

Mit Suko hatte ich genug geredet, er war auch verschwunden und würde sicherlich bald im Turm erscheinen.

Konnte ich an der Innenwand herabklettern?

Nein, denn als ich den Strahl der Lampe direkt an der Wand nach unten fließen ließ, da sah ich keinerlei Vorsprünge, die so breit waren, um mir eine Stütze geben zu können.

Also außen!

Ich drückte mich vor, schaute zuerst nach rechts und leuchtete dort nach.

Hier sah es ebenfalls böse aus. Die dicken Steine, zu mächtigen Quadern gehauen, hatten fast 3000 Jahre im Freien gestanden. Sie waren vom Wind, vom Sand und auch hin und wieder vom Regen regelrecht blankgewaschen worden.

Da ging erst recht nichts.

Allmählich bekam ich Magendrücken. Mir saß die Zeit im Nacken. Okay, man hätte mit dem Jeep wieder zurück nach Mokka fahren können, um Leitern zu besorgen. Das jedoch hätte zuviel Zeit gekostet. Vielleicht sollten Suko und Jenna allein fahren und sich auf die Suche nach dem Grab der Königin begeben. Sie waren beide informiert, wußten Bescheid, und ich vertraute ihnen voll.

Je länger ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte, um so sympathischer wurde er mir. Es war unsere einzige Chance, noch etwas zu erreichen. Ich hörte aus der Tiefe Geräusche, Schritte, auch die Stimme der Wissenschaftlerin, und bekam mit, daß Jenna den

Strahl ihrer Lampe in die Höhe zucken ließ.

Sie leuchtete dorthin, wo sich die Treppen befanden. Die Stufen schwebten dort noch immer über dem Abgrund. Auf den ersten Blick hin hatte sich nichts verändert, bis das Licht über die sechs Gestalten huschte, die auf den Treppen ihre Plätze gefunden hatten. Es waren die Frauen mit den Rosen, die Hüterinnen des Königinnengrabes!

An vieles hatte ich gedacht, daran allerdings nicht. Sie waren mir schon wieder aus dem Sinn gekommen. Nun allerdings sah ich sie innerhalb des Turms und erinnerte mich wieder daran, daß er den Namen Turm der flüsternden Geister bekommen hatte.

Sollten sie die Geister sein, von denen in diesem Begriff die Rede war?

Von der Hand zu weisen war es nicht, auch wenn es sich bei ihnen um menschliche Gestalten handelte.

Sie standen da und hielten die Rosen zwischen ihren Händen. Die letzte in der Reihe stand auf meiner Höhe. Ich leuchtete die Rose direkt an. Im hellen Schein des Kegels konnte ich ihre Farbe sehr genau erkennen. Sie leuchtete in einem intensiven Rot, das mich an die Farbe menschlichen Blutes erinnerte.

Noch waren sie rot, noch standen sie in voller Blüte, aber die Zeit des Sommers war vorbei. Ich hatte gesehen, wie die Blätter und danach die Frau verfaulten, um zu Staub zu werden.

Die sechs Hüterinnen hatten die Grabstätte der Königin verlassen. Wie sollte ich das deuten? Als Zeichen der Aufgabe?

Ich ließ den hellen Lichtarm weiter in die Tiefe wandern, damit er auch die restlichen Personen erfassen konnte.

Sie waren alle gekommen.

Sechs Frauen verteilten sich auf den Stufen. Nicht nur der Kegel meiner Lampe erfaßte die Gestalten, auch aus der Tiefe stachen zwei Strahlen in die Höhe, durch die zahlreiche Staubkörner flimmerten. Sie vereinigten sich mit meinem Lichtspeer. Ich hörte Sukos Stimme.

Der Freund wollte mir Mut zusprechen.

»Jenna ist der Meinung, daß die Frauen eine Chance für uns sind. Vor allen Dingen für dich. Sie sind hier hereingekommen, ohne daß wir es merkten. Vielleicht können sie dich aus deiner Lage befreien.«

Ich lachte hart. »Das wäre schön.«

»Warte nur ab.«

Was blieb mir auch sonst? Die Frauen rührten sich nicht. Ich konzentrierte mich wieder auf die oberste, also die letzte in der Reihe, da ich den Eindruck bekam, daß sie so etwas wie eine Anführerin der sechs Gestalten war.

Der Kegel wanderte an ihrer Gestalt hoch. Sie war angezogen wie die Frau, die mich auch in London besucht hatte. Wie in graues Tuch eingewickelt, kam sie mir vor, nur das Gesicht sah ich. Züge, die zwar ein menschliches Aussehen besaßen, aber dennoch so wirkten, als bestünden sie aus einem anderen Material. Vielleicht aus Stein, aus gebackenem Staub oder Sand.

Obwohl ich sie blendete, bewegte sie ihre Augen nicht. Die Dunkelheit darin sah aus wie eine tiefe Leere. Mir kam es vor, als wären die Augenhöhlen nicht gefüllt.

Stand nur eine Hülle vor mir?

Ich hatte das Gewicht ein wenig verlagert. Zu weit nach links, wie ich sehr bald feststellen mußte, denn das Knirschen unter meinen Füßen hörte sich verdammt schlimm an.

Brach die Mauer auch?

Ja, verdammt!

Von einer Sekunde zur anderen überschwemmte mich die Todesangst. Sie trieb mir den Angstschweiß auf die Stirn. Ich hörte Suko und Jenna von unten her schreien.

»Halte dicht fest, John! Halte dich noch fest! Ich versuche es mit dem Stab, wie schon einmal, als dich die Hexen vernichten

wollten!«

Mein Gott, das lag lange zurück. Ob es noch einmal klappte und mich Suko mitten im Flug und dabei dicht über dem Boden aufhalten konnte, war fraglich. Darauf wollte ich mich nicht verlassen. Worauf sonst?

Noch spürte ich den Gegendruck unter meinen Füßen. Der verdammte Vorsprung unter mir brach intervallweise ab. Ich konnte mir leicht ausrechnen, wann ich an der Reihe war.

Noch drei Sekunden, noch zehn, vielleicht auch zwanzig. Mehr auf keinen Fall.

Und die sechs Frauen schauten mit steinern wirkenden Gesichtern zu. Wie verhielten sich meine Hände?

Völlig normal, obwohl ich mir gern welche mit stählernen Klammern gewünscht hätte, so aber mußte ich mit den Fingern an die rechte Kante der Fensteröffnung klammern.

Von Suko und Jenna vernahm ich nichts mehr. Bestimmt konzentrierte sich der Inspektor bereits auf das fast Unmögliche. Wieder bröckelte es unter meinen Füßen. Ich schmeckte das Blut, als ich mir vor Schreck auf die Lippen gebissen hatte.

Wie lange konnte ich das noch durchhalten?

Der Schweiß rann gegen die Augenbrauen, ich atmete hektisch, ruhig konnte ich nicht mehr sein. Noch immer hielt mich die Todesangst fest. Wenn Suko das Wort Topar zur rechten Zeit rief, konnte er mich stoppen. Wenn es nur eine Sekunde zu spät war, dann wurde ich in den Boden gerammt. Das Knirschen war furchtbar anzuhören. Ich hatte mich auf die Zehenspitzen stellen müssen, um den Druck meines Gewichts etwas herabzusetzen. Vielleicht hielt ich mich einige Sekunden länger. Diesmal knirschte es. Dazwischen vernahm ich auch brechende Geräusche, die Steine hielten nicht mehr, der Vorsprung war gebrochen. Trümmer sausten in die Tiefe, tickten gegen die Wände, fielen weiter, und ich hing noch fest.

Einem Krampf gleich hatte ich meine Hände um die Kante geklammert. Ich preßte auch die Beine gegen das Mauerwerk und verharrte zitternd in dieser verdamnten Lage.

Ich keuchte. Staub drang in meinen Mund. Ich schielte hoch, wo sich meine Hände befanden. Rutschten sie?

Daß ich mich nicht mehr für die Dauer von einer Minute würde halten können, war mir klar.

Wie viele Sekunden bis zum Tod?

»John!« Selbst Sukos Stimme bewies, unter welchem Druck er stand. »Verdammt, John! Ich versuche es! Laß dich fallen. Gib mir Bescheid, wenn du es machst.«

Noch hielt ich mich. Die Stablampe hatte ich in den Gürtel gesteckt. Wenn ich in die Tiefe raste, würde sie mich wie ein Signal begleiten. Ich spürte auch die klebrige Feuchtigkeit an meinen Handflächen, und zwar dort, wo sie über das rauhe Gestein gerutscht waren. Die Angst verstärkte sich nicht mehr, nur der Blick trübte sich. Zuerst rutschte die linke Hand. Millimeterweise glitt sie nach unten, und ich scheuerte mir die Haut noch weiter auf. Ich sah auch, wie das Blut meinem Handgelenk entgegenrann. Die Schmerzen spürte ich nicht. Dafür verstärkte ich den Druck der Rechten noch einmal.

Doch der Stein war gnadenlos. Er würde auch den Todeskampf eines Menschen gewinnen. Ich schrie - und fiel!

Es ging ganz plötzlich. Auf einmal, als hätte mir jemand einen Stoß gegeben, löste ich mich von dieser verfluchten Wand, raste nach unten und sah die Innenwand als huschenden Schatten vorbeiwischen. Wie würde der Tod sein?

Konnte Suko mich noch abfangen?

Innerhalb von Sekundenbruchteilen rasten mir die beiden Gedankenströme durch den Kopf.

Der Widerstand!

Urplötzlich war er da. Ich federte gegen irgend etwas, doch es konnte nicht Suko sein, zudem hatte ich seinen Ruf noch nicht vernommen. Der Aufprall war nicht einmal hart, aber ich rutschte auch nicht mehr weiter, das wollte mir zunächst nicht in den Kopf.

Auf halber Strecke war ich gestoppt worden!

Ein Wunder?

Ich traute mich, wieder die Augen zu öffnen, die ich bei dem Stopp geschlossen hatte.

Zunächst erkannte ich so gut wie nichts, bis sich allmählich etwas hervorschälte. Ich wußte im ersten Augenblick nicht, um was es sich dabei handelte. Um mich herum schienen Steine zu stehen — oder... Nein, es waren Gesichter.

Nur schwer zu erkennen, weil die Kopftücher sie einrahmten und sie deshalb verfremdeten und auch schmaler machten. Sechs steinern wirkende Gesichter, die den Grabhüterinnen der Königin gehörten. Diese Frauen, ob Menschen oder Geister, hatten es tatsächlich geschafft, meinen tödlichen Fall zu bremsen.

Sie standen nicht mehr auf den Stufen der Treppen, hatten sich von ihnen gelöst und schwebten frei.

Wieviel Zeit verging, bis ich alles in die Reihe bekam, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls brachten mich die sechs Frauen in Sicherheit. Ich merkte kaum, daß sie mich dorthin schafften, wo die Treppen übereinander lagen. Da stellten sie mich ab.

Meine Knie zitterten noch. Ich wäre vielleicht gefallen. Es wurde von meinen Helferinnen früh genug bemerkt. Sie hielten mich fest und warteten, bis ich mich wieder etwas beruhigt hatte. Jenna Jensen rief mir zu: »Geht es dir gut, John?« Ihre Stimme klang schrill. »Bitte...«

»Ja.« Die Antwort hatte sie bestimmt nicht gehört. Es war nicht mehr als ein Krächzen gewesen. Lauter hatte ich einfach nicht sprechen können, meine Kehle saß zu.

Die Beine zitterten in Höhe der Knie. Hinter mir spürte ich den Druck der Wand am Rücken.

Vor mir und auch seitlich versetzt standen die sechs Grabhüterinnen. Sie wirkten gespenstisch in ihrer Kleidung. Ich hatte auch auf die Augen geachtet, die keinen Glanz mehr besaßen. Wiederkamen sie mir vor, als wären sie tief in die Höhlen hineindrückt worden.

»Warum?« hauchte ich.

Ihre Antwort erreichte mich als geheimnisvoll klingendes Wispern. »Wir konnten dein Ende nicht mit ansehen. Der Retter der Königin darf nicht sterben.«

Was hatte man mir da gesagt? Der Retter der Königin? Ich glaubte, mich verhört zu haben. Wie sollte ich die Königin retten? Ich wischte durch mein Gesicht und verschmierte den Staub. »Ich soll die Königin retten? Wie denn?«

»Du kannst es.«

»Aber ich...«

»Du hast den Dunklen Gral.«

»Das stimmt.« Ich wollte nicken, überlegte es mir jedoch anders, denn mir war eingefallen, daß sich Morgana Layton an unserem Fahrzeug zu schaffen gemacht hat.

»Was hast du?«

»Er ist wahrscheinlich nicht mehr da!« sagte ich. »Ich werde erst nachschauen müssen, um...«

»Sie war hier, nicht?«

»Ja, die Wölfe ebenfalls.«

Die Frau, die mit mir gesprochen hatte, nickte. »Wir wissen, daß die Königin Feinde hat. Dennoch muß sie überleben. Sie darf diesen Weg nicht gehen.«

»Sie ist doch tot!« rief ich.

»Nein, nein, sie lebt. Solange die Rosen noch erblüht sind, lebt

auch die Königin. Wenn die Blumen und wir verwelken, dann ist die Zeit des Schreckens angebrochen. Dann werden ihr Wissen und ihre Macht auf andere übergehen, auf ihre Feinde, und so etwas kann die Welt aus den Angeln heben.«

»Sie will ein Reich aufbauen, wie ich gehört habe? Ihr Volk ist noch vorhanden.«

»Das wissen wir. Es lebt verstreut. Die Königin hofft, daß sie es einmal zusammenführen kann. Dann aber muß sie leben, verstehst du? Sie darf nicht gestorben sein, sonst ist alles zu spät. Es tut mir leid, aber im Buch des Schicksals ist es so hinterlassen worden. Du bist ihre Hoffnung, denn du besitzt den Dunklen Gral.«

Ich hob die Schultern und schaute zu Boden. Dann in die Tiefe, wo noch Staub wallte und ich den Schein der beiden Lampen sah, die von Jenna und Suko gehalten wurden.

»Fahre nach Marib, John Sinclair, Sohn des Lichts. Dort wirst du das Grab finden. Aber sei schnell. Wir werden euch begleiten, obwohl ihr uns nicht sehen könnt. Fahrt hin...«

Bei diesen Worten schauten mich die sechs Frauen sehr ernst an. Ich wunderte mich nicht einmal darüber, daß sie auch meinen zweiten Namen kannten.

Ja, ich wurde der Sohn des Lichts genannt, weil ich der vielleicht letzte Erbe des Kreuzes war, das von dem Propheten Hesekiel in seiner babylonischen Gefangenschaft hergestellt worden war. Auf meinen Schultern lastete nicht nur der Druck der Gegenwart, sondern auch der einer alten Vergangenheit.

Jetzt war es mir wieder besonders deutlich geworden.

»Kann ich gehen?«

»Natürlich. Jede Sekunde ist kostbar. Diese Nacht wollen unsere Feinde als die entscheidende in die Geschichte eingehen lassen. Alles soll erneuert werden, aber nicht zum Vorteil.«

Die sechs geheimnisvollen Geisterfrauen hoben die Rosen zum

Gruß. Noch standen sie in voller Blüte, zeigten die dunkelrote Farbe, aber ich hatte selbst erlebt, wie rasch sie verwelken konnten. Das sollte nicht mehr vorkommen.

Meine Knie zitterten auch weiterhin. Ich kam mir vor wie ein alter Mann, als ich die Stufen nach unten schritt. Dabei hielt ich mich dicht an der Innenwand, denn ich wollte einfach nicht mehr in die Tiefe schauen, die mir fast das Leben gekostet hätte.

Da ich selbst keine Lampe eingeschaltet hatte, leuchteten Suko und Jenna. Die Lichtkegel ihrer Strahler rissen die alten Steinstufen aus der Finsternis und belegten sie mit einem hellen Teppich, über den ich schreiten konnte.

Noch einmal warf ich einen Blick zurück, aber die sechs Frauen sah ich nicht mehr.

Sie waren ebenso heimlich verschwunden, wie sie gekommen waren. Spuk- und geisterhaft, wie Phantome. Sie hatten dem Namen dieses alten Turms alle Ehre gemacht.

Als ich meinen rechten Fuß auf die erste Stufe des letzten Absatzes stellte, kam Suko mir entgegen. Wie ein kleines Kind nahm er meine Hand. So geleitete er mich die restlichen Stufen hinab und dorthin, wo mich Jenna erwartete und mir dabei um den Hals fiel.

»John!« flüsterte sie, »mein Gott, John. Daß ich dich noch lebend sehen kann. Ich habe keinen Pfifferling mehr für dein Leben gegeben. Wirklich nicht John.«

»Ich auch nicht.«

Sie sah meine blutigen Hände und sprach von einem Verband.

»Pflaster werden reichen, Mädchen. Die liegen im Verbandskasten, und den haben wir mitgenommen.«

»Nur der Dunkle Gral fehlt uns«, sagte Suko mit leiser Stimme. »Es tut mir leid, ich habe es nicht verhindern können.«

»Ich weiß, mein Freund.«

»Haben wir verloren?« fragte Jenna. »Du hast auf der Treppe mit

den Geisterfrauen gesprochen. Was sagten sie dir?«

»Sie haben Furcht davor, daß alles zu spät sein könnte. Morgana Laytons Plan ist aufgegangen.«

»Können wir nicht etwas ändern?«

»Vielleicht. Wichtig jedenfalls ist eines, das haben sie mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Wir müssen das Grab finden. Es geht kein Weg daran vorbei.«

Nach diesen Worten schauten Suko und ich gemeinsam auf Dr. Jenna Jensen, die jetzt der wichtigste Part war. Sie fühlte sich unwohl. Die Last der Verantwortung drückte zu schwer auf ihre Schultern.

»Ich weiß nicht...«

»Sollen wir den Turm nicht verlassen?« schlug Suko vor. Er deutete auf die Trümmer. »Ich will nicht noch einmal in Deckung gehen und auf mein Glück vertrauen.«

Dagegen hatte keiner von uns etwas einzuwenden. Nur war es wieder mühsam, den Turm zu verlassen. Wir wühlten uns der Reihe nach über den Schuttberg. Suko half Jenna, die sich den Dreck aus der Kleidung klopfte und in die Höhe schaute.

»Turm der flüsternden Geister ist er genannt worden«, sagte sie leise und nickte. »Ich glaube wirklich, daß man sich mit der Bezeichnung nicht geirrt hat. Waren es Geister, mit denen du gesprochen hast, John?«

»Ich würde sie auch als solche ansehen.«

Suko war schon vor zum Wagen gegangen. Jenna und ich folgten ihm. Die junge Wissenschaftlerin hatte sich bei mireingehakt. »Glaubstdu, daß wiesschaffen können?«

»Das liegt an dir.«

»Du meinst, ich muß das Grab der Königin finden.«

»Richtig.«

Sie hob die Schultern. »Es ist nicht meine erste Reise in das alte

Saba. Damals bin ich vor den Wölfen geflohen, weil ich Furcht hatte, daß sie mich zerreißen würden. Mir sollte es nicht so ergehen wie meinen angeheuerten Helfern. Ich habe am Tage gesucht, auch in der Nacht, doch ich habe das Grab weder im Hellen noch in der Dunkelheit finden können. Das ist es, was mich so skeptisch macht. Diese Nacht ist sehr dunkel. Trotz des Lichts der Gestirne.«

»Und kühl.«

Jenna lachte leise. »Das haben Wüstenstriche in der Nacht so an sich. Tagsüber kochen sie, in der Nacht frieren sie.«

Suko erwartete uns am offenen Heck des Jeeps. Er hatte noch einmal nachgeschaut und nur den Verbandskasten hervorgeholt, um die Innenflächen meiner Hände zu verpfastern.

»Der Dunkle Gral ist verschwunden«, erklärte Suko. »Es tut mir leid, John, da war nichts zu machen.«

Ich winkte ab. »Keine Vorwürfe, Alter. Morgana Layton war eben stärker als wir.«

»Hoffentlich setzt sich das nicht fort.« Er schaute in die Runde. »Fahren wir?«

Ich hatte nichts dagegen. Über die Richtung brauchten wir nicht zu diskutieren, die konnten wir beibehalten. Ich wandte mich mit meiner Frage an Jenna Jensen. »Sag mal, wie weit könnte es noch bis Marib sein?«

Sie hob die Schultern und überlegte einen Moment. »Eine Stunde, mehr auf keinen Fall, John.«

»Und was bekommen wir zu sehen?«

»Einen Teil der Staumauer und des Tempels. Ruinen, die leider nicht reden können.«

»Manchmal doch.«

»Wie meinst du das?«

»Das müßtest du als Archäologin doch wissen. Für euch reden die Steine, oder nicht?«

Sie lachte leise. »Schon, aber leider nicht in diesem verflixten Fall.«

Suko hatte wieder auf dem Fahrersitz seinen Platz gefunden. Er startete den Motor und drehte den Wagen.

Da wir von der normalen Route abgekommen waren, mußten wir den Weg auch wieder zurückfahren.

Diesmal bergab. Das war nicht einfach, aber Suko schaffte es, auch wenn wir durchgeschüttelt wurden.

Auf der normalen Fahrtroute drehte ich mich noch einmal um und schaute schräg zurück.

Da stand der Turm wie ein gegen den Nachthimmel gemaltes Bild. Wuchtig, unheimlich. Es fehlten nur mehr die großen Vögel mit ihren gewaltigen Schwingen, dann wäre das unheimliche Bild perfekt gewesen. Wir konnten hinkommen, wo wir wollten, unsere Welt brachte immer mehr Geheimnisse und Rätsel zum Vorschein.

Die Sonne und die Farben, die sie bei ihrem Untergang zurückgelassen hatte, waren längst verschwunden. Blaugraue Düsternis bedeckte die Wüste wie ein Tuch, das keine Löcher aufwies.

Ein Teppich, ein Tunnel, in den wir hineinfuhren. Das Licht der blassen Scheinwerfer schob eine weißbleiche Insel vor sich her, in die der von den Rädern aufgewirbelte Staub hineinrollte wie gewaltige Wolken. Ein jeder von uns hing seinen Gedanken nach. Es waren die langen Momente der inneren Erschöpfung oder Linkehr. Wir mußten wieder zu uns selbst finden, denn vor uns lag, wenen alles klappte, ein verdammt hartes Gefecht.

Morgana Layton und ihre Wölfe hatten sich vorgenommen, Zeichen zu setzen. Den Beginn einer neuen Zeit wollten sie aus der Taufe heben, vielleicht das Uralte wieder modern machen, denn vor den Menschen waren die Wölfe.

Sie hatten überlebt, waren als Feinde angesehen und gejagt worden,

doch sie hatten es immer wieder verstanden, sich zu fangen und erneut zu sammeln, wenn ein neuer Anführer oder eine neue Anführerin bei ihnen erschien.

Damals war es Lupina gewesen, die Königin der Wölfe. Sie und ihr Sohn Orapul hatten eine Allianz aller lebenden Wölfe angestrebt, die Werwölfe eingeschlossen.

Es war den beiden nicht gelungen, da ich ihnen immer wieder einen Riegel vorgeschoben hatte.

Die beiden gab es nicht mehr, doch aus dem Hintergrund war wie aus den Tiefen der Verdammnis kommend, eine Person aufgetaucht, die ich beim Kennenlernen noch bemitleidet hatte. Später allerdings war sie zu meiner Feindin geworden, denn Fenris, der gewaltige Götterwolf, hatte sie auf ihre Seite gezogen.

Er hatte sie zu einem Geschöpf der Schwarzen Magie umfunktioniert und ihre frühere menschliche Seele so weit zurückgedrängt, daß bei ihr nur mehr das Tier und auch der Vernichtungswillen überlebten. Den setzte sie ein, um ihre Ziele zu erreichen.

Mit einem Taschentuch befreite ich mein Gesicht so gut wie möglich von Dreck und Staub. Dennoch spürte ich ihn auf den Lippen kleben und schmeckte ihn bitter auf der Zunge.

Ich hatte den Streß des Todes überstanden. Kein Zittern mehr in den Armen, nur in den Knien nach wie vor ein etwas flaes Gefühl, was auch verständlich war.

Trotz der Dunkelheit kam uns die Landschaft nicht trostlos vor. Im staubigen Licht der Scheinwerfer erschienen gewaltige Felsblöcke in Formationen, die mich an Figuren aus vergangener Zeit erinnerten. Sie waren von Wind und Sand blankgewaschen worden und standen oft im Schatten haushoher Wanderdünen, die bei einem Sandsturm in Bewegung geraten und alles überschwemmen würden, bevor sie sich an einem anderen Ort wie zu einer trügerischen Ruhe hinlegten. Ein

grandioses Bild, aber auch ein gefährliches. Mit einem normalen Fahrzeug wären wir verloren gewesen, so aber schaukelte der Jeep durch die Mulden und Schlaglöcher, übersprang auch Buckel und tat seine Pflicht.

Jenna trank Wasser. Ich nahm ebenfalls einen Schluck, auch Suko wollte nicht verzichten.

Als ich die Flasche wieder nach hinten reichte, hatte Jenna eine ihrer Karten ausgebreitet und suchte sie im Lichtkegel der Taschenlampe ab. Dabei schüttelte sie den Kopf.

»Findest du nichts?«

Sie lachte leise. »Wie sollte ich, John? Man kann von dieser Gegend keine genauen Karten herstellen. Nach dem nächsten Sandsturm sieht wieder alles anders aus. Die bewohnten Städte und Dörfer liegen in Küstennähe, wo das Land fruchtbar ist. Hier im Innern kann man sich oft nur auf sein Gefühl und Gespür verlassen.«

»Weshalb dann die Karte?«

»Die habe ich mir selbst angefertigt. Es ist mehr eine schwache Orientierungshilfe, mehr nicht. Aber ich habe den Fleck eingezeichnet, wo ich das Grab der Königin vermute.«

»Also in Marib?«

»Sicher.«

»Nahe der Staumauer oder zum Tempel hin?«

Sie fuhr durch ihr Haar und legte die Stirn in Falten. »Wenn ich das genau wüßte. Rein gefühlsmäßig gehe ich davon aus, daß sich ihr Grab in der Nähe des Tempels befinden muß.«

»Das meine ich auch. Hat man denn noch mehr von dieser alten Stadt freigelegt?«

Jenna nickte. »Ja, es gibt in der Stadt mehrere Ebenen und Mauern, die man aus dem Sand der Wüste geholt hat. Wohngebiete und Paläste, natürlich nur in Fragmenten vorhanden, aber man kann die alte Stadt in der Wüste sehen.«

»Das ist noch etwas. Müssen wir auch damit rechnen, auf Kollegen von dir zu treffen?«

»Ich wüßte nicht, daß irgendeine Expedition oder ein Forscherteam unterwegs wäre. Außerdem fließen die finanziellen Mittel momentan etwas bescheiden. Die Regierungen und Ministerien sparen. Wenn jemand graben und forschen will, dann auf eigene Rechnung.«

Ich sah es als Vorteil an, wenn wir allein gegen Morgana und deren Meute angingen. Wir wollten nicht noch Unbeteiligte in Lebensgefahr bringen.

Jenna knipste die Lampe aus. »Es hat keinen Sinn, sich in Theorien zu ergehen, wir müssen uns stellen, und es dann auf die Entscheidung ankommen lassen.«

»Mit dem Dunklen Gral«, sagte Suko.

»Genau.« Meine nächste Frage galt der Archäologin. »Sag mal, du hast dich mit der Königin und deren Leben beschäftigt. Ist dir irgendwo der Dunkle Gral untergekommen.«

»Eigentlich ja.«

»Wie?«

»Es gibt da eine Geschichte aus dem Mittelalter. Tsch bekommen sie aber nicht mehr zusammen. Ich weiß nur, daß es, solange es den Dunklen Gral gibt, auch die Königin von Saba geben wird. Zerstört man den Gral, ist auch ihr Leben verwirkt.«

Ich pfiß durch die Zähne. Das war eine neue Perspektive. Die Folgerung lag auf der Hand. »Dann wäre es also möglich, daß Morgana den Dunklen Gral zerstören will.«

»Richtig, John. Trotzdem würde sie ein Eigentor schießen. Was nützt ihr eine vernichtete Königin? Wenn sie nicht mehr ist, kann auch Morgana mit ihrem Wissen nichts anfangen.«

»Stimmt.« Ich dachte etwas nach. »Weshalb hat sie dann den Dunklen Gral an sich genommen.«

Darauf gab Suko eine Antwort. »Möglicherweise, um die Königin

von Saba zu erpressen. Morgana kann sagen: »Hier, ich habe den Gral. Wenn du nicht willst, was ich von dir verlange, werde ich ihn zerstören!« Ob sie die Macht dazu hat, steht auf einem anderen Blatt, aber so ähnlich könnte es aussehen, meine ich.«

Was Suko da gesagt hatte, war nicht von der Hand zu weisen. Auch ich dachte darüber nach und bekam den Eindruck, daß wir uns allmählich auf verdammt dünnem Eis bewegten. Daß der Gral mit den Templern in Verbindung stand, war uns bekannt. Daß auch die Königin von Saba damit zu tun hatte, wunderte mich. »Dann bleibt alles an der Frage hängen, wer die Königin nun wirklich ist?«

»Da kann ich dir auch keine konkrete Antwort geben«, sagte Jenna. »Ich sehe sie als Stammutter der Äthiopier an.«

»Nicht als die der Ägypter?«

»Nein.«

Mein Verhältnis zu der Königin von Saba konnte ich nicht deuten. Ich wußte nur, daß ich ihr nicht negativ gegenüberstand. Sie hatte bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. So etwas wie Sympathie war von ihr ausgegangen und hatte mich seltsam berührt. Lag es vielleicht daran, daß ich, der Träger des Kreuzes und Sohn des Lichts, als König Salomo gelebt hatte?

Das war nicht sicher gewesen. Ich war Hector de Valois gewesen, auch Richard Löwenherz, aber König Salomo? Er hat vor Hesekiel existiert, konnte mein Kreuz noch nicht gekannt haben.

Ich wollte nicht mehr weiter darüber nachdenken. Zu einem Entschluß kam ich sowieso nicht. Wenn mir jemand eine Antwort würde geben können, dann die Königin von Saba. Sie war es gewesen, die Salorno besucht und ihm die entsprechenden Rätsel aufgegeben hatte.

Seit unserer Abfahrt vom Turm der flüsternden Geister war ziemlich viel Zeit vergangen. Sehr weit konnte es bis zum Ziel nicht mehr sein. Das Gelände zeigte eine ansteigende Formation. Nicht

sehr steil, dafür stetig- »Liegt Marib nicht relativ hoch?« fragte ich.

»Es geht. Aber du hast recht, wir brauchen nicht mehr lange, um die Ruinen zu erreichen.«

Ich konzentrierte mich wieder auf das Licht der Scheinwerfer, die einen breiten, hellen Fluß in das Gelände hineinwarfen. Die Steine und der Staub bekamen durch dieses Licht einen besonderen Glanz. Manchmal strahlten sie direkt auf, weil sich metallische Einschlüsse in dem Material befanden.

Auf einmal wurde die relative Ruhe der Wüstennacht gestört. Von rechts her wehte etwas heran.

Es war kein Staubschleier oder eine Wolke, wie wir hätten annehmen können, dafür ein Mensch oder ein Geist?

Wie ein erstarrter Schatten stand er im Licht der Scheinwerfer. Nun sahen wir, daß es eine der Frauen war, die sich uns in den Fahrtweg gestellt hatte.

Suko bremste, der Wagen stand!

Zunächst taten wir nichts. Ich erinnerte mich daran, daß die sechs Geisterfrauen davon gesprochen hatten, uns auf dem langen Weg zu begleiten. Bisher hatten wir keine von ihnen gesehen. Nun war die erste plötzlich erschienen.

Suko dachte ebenso wie ich. »Ich fresse einen Besen, John, wenn die uns nicht warnen will.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

Sie stand da und rührte sich nicht. Grau das Gewand, grau das Gesicht, grau die Hände und rot die Blüte der Rose, deren Stiel aus ihren zusammengelegten Handflächen wuchs.

Für uns war es ein geisterhaftes, unheimliches Bild, das nicht in diese Landschaft hineinpaßte. Ihre Gesichtszüge zeichnete das helle Licht sehr deutlich nach. Es schien in jede Rinne und Falte eindringen zu wollen und auch dorthin, wo bei einem Menschen

normalerweise die Augen sitzen. Da aber schien es nur in die leeren Höhlen.

»Du kennst sie besser, John«, sagte Suko leise. »Steig aus und frage, was sie will.«

»Das werde ich auch.«

»Gib acht«, meldete sich Jenna vom Rücksitz her. »Das kann auch eine Falle sein.«

»Klar.«

Die Kälte der Wüste umfing mich. Es war totenstill, denn Suko hatte auch den Motor ausgestellt. Langsam nur senkte sich der Staub. Herrlich spannte sich der Himmel über dem Land.

Außerhalb des Lichtscheins, war es so finster, daß ich nichts erkennen konnte. Wenn Feinde in der Nähe lauerten, besaßen sie ein gutes Versteck.

Meine Tritte knirschten, als ich auf die Frau zuing. Auch jetzt stand sie unbeweglich auf der Stelle. Ich wußte nicht, welche der sechs uns hier besucht hatte, für mich sahen sie alle gleich aus. Schräg vor ihr blieb ich stehen. Ihr Kommen mußte einen Grund haben. Ich schaffte es zunächst nicht, sie danach zu fragen, da etwas anderes passierte.

Es begann mit der Rose.

Schon einmal hatte ich erlebt, wie aus dieser herrlichen Blüte graue Asche geworden war. Dieser Vorgang lief auch hier ab. Die feinen, hauchdünnen Blätter begannen zu zittern, als wären sie von einem Windhauch bewegt worden. Gleichzeitig - das sah ich deutlich im Lichtschein — wechselte die Rose ihre Farbe. Das dunkle Rot verschwand. Aus irgendeiner nicht erfaßbaren Tiefe schob sich etwas anderes hervor. Ein faulig aussehendes Grau, das schon sehr bald die echte Farbe überdeckte. Als es die Ränder der Blütenblätter erreicht hatte, fielen sie in sich zusammen und rieselten als feiner Staub durch das Licht der Scheinwerfer dem Boden entgegen.

Auch Jenna hielt nichts mehr im Wagen. Sie drückte die Tür auf und stieg aus. Ich lauschte ihren Schritten nach, konzentrierte mich aber auf die geisterhafte Frau.

Von der Rose war so gut wie nichts mehr zurückgeblieben. Nur noch der Stiel schaute aus ihrer Hand.

Dann weinte sie.

Die tiefen dunklen Augenhöhlen füllten sich mit ebenfalls dunkel aussehendem Tränenwasser, das von den Öffnungen nicht mehr gehalten werden konnte und an den eingefallenen und durch Falten und Kerben gezeichneten Wangen der geheimnisvollen Gestalt nach unten lief.

Sie weinte.

»Da muß etwas passiert sein«, wisperte Jenna hinter mir. »Mein Gott, wahrscheinlich haben sie es geschafft. Morgana wird...«

»Ich werde sie fragen,« sagte ich und blickte die geisterhafte Person an.

»Weshalb bist du gekommen? Was willst du von uns? Möchtest du uns warnen? Oder hat Morgana Layton es geschafft?«

Sie bewegte ihren Mund. Die Antwort drang uns leise wie ein Windhauch entgegen. »Sie hat das Grab gefunden. Wir konnten es nicht mehr schützen, glaubt mir.«

»Und die anderen Wächterinnen?«

Die geisterhafte Frau öffnete ihre Hände. Der Rosenstiel fiel zu Boden und wurde dort ebenfalls zu Asche. »Reicht euch das als Antwort?«

»Tot?« ächzte ich.

»Ja...«

Mir rann es kalt über den Rücken. Jenna gab einen erstickt klingenden Laut der Enttäuschung von sich. Damit hatten wir nicht gerechnet. Alles wies darauf hin, daß Morgana es vor uns geschafft hatte, das Grab der Königin zu finden.

»Wir müssen trotzdem weiter, so schwer es uns auch fallen wird. Vielleicht ist noch nicht alles verloren..., wir...«

»Psst!« Obwohl Jenna gesprochen hatte, war mir etwas aufgefallen. Ein fremdes Geräusch.

Kein Heulen eines Wolfes, aber ein leises Klopfen auf dem Boden, als würde jemand in einem bestimmten Rhythmus aufspringen und sich wieder abstoßen.

Auch die Geisterfrau hatte das Geräusch gehört. Sie drehte sich nach links, von dort waren die Laute aufgeklungen.

Damit tat sie genau das Falsche.

Ein zweiter Schatten erschien.

Aus der Dunkelheit stieß er sich ab. Mit einem gewaltigen Sprung überwand er die Distanz und sprang auf die Erscheinung zu. Die Grabwächterin riß noch ihren Arm zurück — zu spät. Der Wolf hatte bereits zugeschnappt und seine beiden Gebißhälften um ihre Kehle gedrückt...

Der Wind peitschte gegen Morgana Laytons Gesicht und verschluckte ihr triumphierend ausgestoßenes Lachen.

Sie hatte gewonnen, sie befand sich im Besitz des Dunklen Grals, mit dem sie die Königin in die Knie zwingen konnte. Ihr Wissen würde bald auf eine andere Person übergegangen sein.

Morgana war die neue Herrin der Wölfe. So gebärdete sich die Frau auch. Ihre menschliche Gestalt hatte sie beibehalten, aber sie ging nicht zu Fuß. Sie hockte auf den Rücken zweier Wölfe und krallte sich nur mit einer Hand im Fell des Nackens fest. In der anderen hielt sie das wertvolle Gefäß mit der Kugel.

Ihr gehörte jetzt der Gral, und die beiden Wölfe würden sie so rasch wie möglich ans Ziel bringen. Das Grab der Königin sollte ihr gehören, ihr allein.

Und so jagte sie weiter durch die Wüstennacht, deren Kälte sie

nicht spürte, denn in ihrem Innern tobten die Hitzewellen der Freude. Fenris, der Götterwolf und Mentor im Hintergrund, hatte ihr die Kraft gegeben, damit die Wölfe vor ihr kuschelten.

Morgana kam sich vor, als würde sie fliegen. Sie und ihre beiden Reitwölfe hatten die Spitze übernommen, das übrige Rudel folgte dich hinter ihnen.

So jagten sie über das unebene Gelände, nichts konnte sie aufhalten. War ein Hindernis zu groß, jagten sie einfach daran vorbei. Andere wurden kurzerhand übersprungen.

»Ich komme!« schrie sie. »Königin, ich komme!«

Und sie erreichten die ausgegrabenen Reste der alten Königsstadt Marib noch vor dem Tageswechsel. Erst zwischen den Mauern der alten Ruinen stieg Morgana Layton ab.

Das Rudel stoppte. Nur allmählich senkte sich der aufgewirbelte Staub. Mit ihm stieg auch Morgana Layton von den Rücken ihrer ungewöhnlichen Reittiere.

Sie ging einige Schritte zur Seite. Ihre Stiefel schleiften durch den feinen Sand. Die lederne Jacke hatte sie weit aufgeknöpft, drehte sich so, daß ihr das Mofidlicht genau gegen den Körper schien, und genoß diesen fahlen Glanz.

Sehr langsam durchschritt sie die Ruinen. Manche Mauerreste ragten noch wie Wohnhäuser neben ihr auf. Andere wiederum waren viel kleiner. Man konnte aus ihrer Formation herauslesen, wie die Bauten früher errichtet worden waren.

Morgana hatte den Kopf etwas vorgestreckt. Es sah so aus, als wollte sie mit ihrer Nase etwas wittern. Auch die Augen hatten einen anderen Glanz bekommen. In ihnen lag jetzt ein kalter, ein funkelnder Schein, wie von einem Juwel abgegeben, in dem ein böses Feuer steckte. Grüngrau waren die Augen, die jedes Detail wahrnahmen.

Die Meute der Wölfe hielt sich hinter ihr auf. Sie bewegten sich auf leisen Pfoten. Nur ab und zu erklang ein Tappen, wenn sie die Füße

in den Staub stachen.

Ihre Mäuler standen offen. Die Zungen hingen hervor wie zuckende Lappen. Hecheln durchdrang die Finsternis, hin und wieder unterbrochen von einem scharfen Bellen.

Morgana wußte nicht genau, wo sich das Grab befand. Sie verließ sich da auf ihren Instinkt und auf den Dunklen Gral, den sie dem Geisterjäger gestohlen hatte.

Aus dem Boden wuchsen zwei Mauerreste hoch, die Ähnlichkeit mit einem alten Tor aufwiesen. Morgana wußte, daß sie sich hier in einem Tempel befand. Wenn sie durch das Tor schritt, gelangte sie möglicherweise in das Zentrum des Tempels und vielleicht auch zu dieser alten Grabstätte, die sie finden mußte.

Sie ging durch.

Dahinter schaute sie auf einen freigelegten Platz, der allerdings sand-und staubbedeckt war. Im Mondlicht schimmerten die Sandkristalle wie winzige Diamanten.

Der Platz lag unter dem eigentlichen Niveau des Tempels. Er war rechteckig angelegt worden und an den vier Seiten umrahmt von Treppen, auf deren Stufen der Wind den alten Wüstensand geschleudert hatte, so daß sie nur schwerlich zu erkennen waren. Morgana blieb stehen. Wieder gab sie sich so, als würde sie schnüffeln und wittern. Sie hatte einfach das Gefühl, fast schon an der richtigen Stelle zu stehen.

Nur noch wenige Schritte...

Vielleicht die Treppen hinab?

Sie drehte sich um.

Die Wölfe standen hinter und neben ihr. Auch ihre Augen leuchteten kalt und grausam.

Um Morganas Lippen spielte ein Lächeln. Sie genoß noch das Licht des Mondes. Er streifte ihren Körper und ließ ein Kribbeln auf der Haut zurück.

Im Mondlicht baden. Dieses Sprichwort traf auf die Führerin der Wölfe zu.

Sie begab sich auf den Weg in die Tiefe. Dieses Rechteck am Ende der vier Treppen übte eine ungemein starke Faszination auf sie aus. Das Gefühl sagte ihr, dicht am Ziel zu stehen. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken und zuzufassen.

Die Wölfe folgten ihr. Morgana hörte das Scharren ihrer Pfoten über die mit Sand bedeckten Stufen. Manche schnaubten, wenn Staub gegen ihre Nüstern drang.

Der wolkenlose, mit unzähligen Sternen bedeckte Himmel war zwar dunkel, dennoch reichte ihr das Licht der Gestirne, unter deren Schein sie sich besonders wohl fühlte.

Eine Königin kam, um eine andere, uralte, vom Thron zu stoßen. Stolz hatte Morgana ihren Körper gereckt. Niemand würde sie jetzt noch aufhalten können.

Mit dieser Gewißheit überwand sie auch die letzten Stufen, um dort stehenzubleiben, wo sich das große Viereck am Ende der Treppentempeln abzeichnete.

Auch hier versanken ihre Füße im Sand. Er reichte fast bis an die Ränder der halbhohen Stiefel heran. Die Mensch-Wölfin bewegte sich so weit vor, bis sie das Zentrum, die Mitte des rechteckigen Platzes, erreicht hatte.

Dort blieb sie stehen!

Sie wartete, suchte nach Stimmungen, vielleicht nach geisterhaften Stimmen, nach Botschaften. Sie waren vorhanden, das merkte sie genau, doch sie bekam sie nicht in die Reihe. Zuviel strömte auf ein sensibles und sensibles Geschöpf wie sie ein.

Hier war alles anders. In diesem Geviert wehte der Odem der Geschichte, ein Atem der längst vergangenen und oftmals vergessenen Zeit, die sie wiederum hervorholen wollte.

Morgana Layton spürte wieder das Kribbeln. Auch diesmal erfaßte

es ihren gesamten Körper. Es ließ sich nicht abstellen. Sie stand so dicht davor, aber sie wußte nicht, wohin sie fassen sollte. Konnte ihr der Gral helfen?

Sie trug ihn bei sich. Sinclair hatte den wertvollen Gegenstand eingepackt. Eine Schatulle oder ein Etui umgab ihn und schützte ihn vor fremden Blicken.

Morgana löste die Sperre. Jetzt konnte sie die Schatulle aufklappen. Das leise Geräusch, das dabei entstand, freute sie. Es war für sie der erste Schritt in Richtung Ziel.

Noch holte sie den Dunklen Gral nicht hervor. Es war keine Ehrfurcht, die sie so handeln ließ, Morgana konnte sich an dem Gefäß einfach nicht sattsehen.

Der Begriff dunkel war eigentlich falsch. Der Gral besaß die Form eines Kelchs und schimmerte in einem warmen Goldton. Seine Außenseite war mit ungewöhnlichen und Morgana unbekannten Zeichen graviert. In seiner Öffnung steckte eine rote Kugel.

Sie hatte einmal der Wahrsagerin Tanith gehört, aber davon wußte Morgana Layton nichts. Auch nicht, daß Tanith ermordet worden war und auf John Sinclairs Seite gestanden hatte. Es zählte allein, daß sich Kugel und Gefäß gefunden hatten. Gemeinsam bildeten sie den mächtigen und geheimnisvollen Dunklen Gral.

Sie hielt ihn zwischen beiden Händen. Die Handflächen berührten die Außenhaut.

Das Edelmetall war nicht kalt, er strömte eine gewisse Wärme ab, als würde Leben in ihm stecken.

Morgana Layton wollte es versuchen. Wenn sie mit der Königin von Saba Kontakt aufnehmen konnte, dann allein durch den Dunklen Gral. Solange es ihn gab, gab es auch sie.

Die Mensch-Wölfin hob beide Arme, bis das Gefäß über ihr rotbraunes Haar hinwegreichte. Jetzt hatte sie die richtige Haltung eingenommen. Stolz und gleichzeitig würdig. Wie stumme, aber

jederzeit bereite Wächter stand das Rudel der Wölfe hinter ihr. Die Tiere hatten die Köpfe erhoben, damit auch sie den Gral erkennen konnten. Durch ihn an die Königin heranzukommen, das war allein das Ziel der Morgana.

Und sie rief die Worte laut in die Stille der Nacht hinein, so daß sie als Echos gegen die alten Mauern der Königsstadt hallten.

»Königin von Saba! Ich bin gekommen, um abzurechnen, um ein neues Zeitalter einzuläuten. Das Zeitalter der Wölfe, das älter ist als du. Uns gab es schon, als an dich noch nicht zu denken war. Königin von Saba, ich befehle dir, dich aus deinem Grab zu erheben und dich mir zu zeigen. Komm her, ich warte...«

Mehr sagte Morgana nicht, weil sie einfach davon ausging, daß die Worte reichen mußten.

Sekunden vergingen, die Echos verklangen.

Es tat sich nichts.

Dann aber änderte sich das Bild!

Wind wehte durch die Mauerreste des Tempels. Kein natürlicher, sondern verursacht von denjenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, das Grab der Königin zu bewachen.

Es waren die sechs Geisterfrauen, die erschienen!

Sie standen da wie Denkmäler, ohne sich zu rühren. Aus ihren zusammengelegten Händen schauten die Stiele der Rosen hervor, die in dunkelrote Blütenkelchen endeten.

Keine sprach, sie schauten nur und hielten sich auf den versandeten Stufen in unterschiedlicher Höhe auf, um von ihren Standorten aus die Fremde zu beobachten.

Morgana schüttelte den Kopf, schaute auf die Kugel, in der sich nichts rührte.

»Ich will die Königin!« brüllte sie. »Sie soll sich zeigen und keine anderen schicken!«

Da meldete sich eine der Geisterfrauen. Ihre Stimme klang, als würde sie aus einem Grab kommen. So hohl und gleichzeitig dumpf. »Wir sind da, um die Königin zu beschützen. Niemand darf an ihr Grab heran. Fast alle sind unwürdig, auch du!«

Morgana lachte die Geisterfrau aus. »Ja«, gab sie zu, »vielleicht bin ich in euren Augen nicht würdig, aber das stört mich nicht. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, an die Stelle der Königin zu treten, und ich besitze den Dunklen Gral, wie ihr seht. Ich gebe euch noch eine Chance. Laßt die Königin laufen, schwört ihr die Treue ab und stellt euch auf meine Seite. Dann wird es euch gut ergehen.«

»Nein!« rief die Sprecherin. »Wir werden unseren Eid, den wir ihr gaben, niemals brechen.«

Nach diesen Worten nickten die anderen Frauen. Morganas Mund verzerrte sich zu einem bösen Halbkreis. »Ihr wollt mir tatsächlich widersprechen und in den Tod gehen?«

»Noch leben wir.«

Morgana wurde von ihrer eigenen Wut und dem Haß übermannt. »Gut!« schrie sie. »Aber nicht mehr lange.« Ihr nächster Befehl galt den Wölfen.

»Tötet sie. Töte sie alle!«

Die Bestien gehorchten.

Hatten sie bisher still gestanden und sich von dem weiten Weg erholt, so wurden sie jetzt zu rasenden, vierbeinigen Furien, die sich durch nichts aufhalten ließen.

Morgana brauchte keinen weiteren Befehl mehr zu geben. Sie stürzten sich auf die sechs Geisterfrauen, die ihnen nichts entgegensetzen konnten.

Eine jedoch hatte die Gunst der Sekunde erkannt, sich wie ein Schatten gedreht und war plötzlich verschwunden. Der Wolf, der mit weit geöffnetem Maul auf sie zusprang, erwischte sie nicht mehr. Sein Biß ging ins Leere, die Frau verschwand.

Es sah so aus, als hätte sie sich aufgelöst, und die Bestie drehte sich wütend auf der Stelle.

Morgana Layton hatte dies nicht mitbekommen. Sie war eigentlich zufrieden. Fehlte nur noch der wichtige Rest. In den folgenden Minuten würde sie es schaffen und die Königin von Saba aus ihrem verdamnten Grab holen. Sie spürte, daß es nicht mehr weit war. Das Grab der Königin mußte unter dem Sand liegen, auf dem sie stand. Die Wölfe trollten sich wieder. Mit leisem Knurren nahmen sie ihre Plätze ein und warteten auf das große Ereignis.

Morgana lächelte jetzt. Sie sprach in die Stille der Nacht hinein, aber sie war sicher, daß die Königin von Saba sie hören würde. »Deine Dienerinnen sind nicht mehr. Ich habe sie vernichten können. Wenn du je gesehen hast, dann wirst du jetzt erkannt haben, welche Macht ich zwischen meinen Händen halte. Solange der Gral existiert, wird es auch dich geben. Aber ich sage dir, wenn du dich nicht zeigst, Königin, werde ich den Dunklen Gral vernichten...«

Diese Worte und so wie sie gesprochen waren, ließen keinen Zweifel aufkommen, wie ernst es dieser Person war, die einmal Mensch und einmal Wölfin sein konnte.

Noch wartete sie.

Sekunden verstrichen.

Mondlicht schien bleich gegen das Gesicht der Frau. In den Augen funkelte das kalte Licht der Sterne.

»Soll ich ihn zerstören!« brüllte sie. »Willst du, daß ich den Gral tatsächlich vernichte?«

Da reagierte die Königin, und Morgana Layton erlebte so etwas wie ein magisches Wunder...

Der Wolf biß zu!

Wir hörten kein Knirschen oder Knacken, weder ein Reißen noch ein Brechen, die Zähne der Bestie schafften es tatsächlich, den Hals

der Geisterfrau mit einem Zusammenklappen der beiden Kiefernhälften zu durchtrennen. Gleichzeitig aber wallte Staub in die Höhe, und zwar dort, wo sich der Hals befunden hatte.

Für uns war er nicht mehr zu sehen. Dafür hob sich aus der Staubwolke heraus der Kopf ab. Er schien über dem Rest zu schweben, war nicht mehr verbunden mit dem Körper, der als erster zuusammensackte und sich als mehliger Rest auf dem Wüstenboden verteilte. Es folgte der Kopf. Er zerrann, und seine Züge zerliefen zu grimassenhaften Reliefs, bevor der Staub übermächtig wurde und der Kopf ebenfalls verging.

Der Wolf war zurückgesprungen. Er wollte wieder weg. Da hatte ich bereits die Beretta gezogen.

Aber auch Suko war nicht faul gewesen. Sein Schuß erwischte die Bestie. Mein Freund hatte die Wagentür aufgestoßen und sich aus dem Fahrzeug gelehnt.

Bevor die Bestie noch fliehen konnte, durchschlug die Silberkugel sein Fell und zertrümmerte Knochen.

Die Kraft warf ihn um. Über dem rechten Auge klaffte eine blutende Lücke.

Suko stieg aus und trat auf den Kadaver zu. Wir trafen uns dort, nur Jenna blieb zurück.

»Weshalb?« fragte mein Partner. »Weshalb hat die Bestie diese Frau verfolgt.«

»Sie wollte es nicht zulassen, daß sie uns warnt.«

»Kann sein. Und wo befinden sich die anderen Grabwächterinnen?«

Ich holte durch die Nase Luft. »Nimm es mir nicht übel, aber ich gehe davon aus, daß sie tot sind.«

Suko nickte. »Dann müßte Morgana Layton es geschafft haben. Verdammt noch mal.«

»Sie wird zumindest Marib erreicht und auch das Grab der Königin

gefunden haben.«

»Und wir stehen noch hier.«

»Los, weiter.«

Der Wolf lag wie ein grauer dreidimensionaler Schatten im Licht der Scheinwerfer. Er würde keiner Morgana Lay ton gehören. »Das war einer«, sagte Suko beim Anlassen des Motors. »Fragt sich nur, wie zahlreich die Bestien sind, die Morgana beschützen.«

Ich hielt die Beretta hoch. »Wir werden uns schon darauf einrichten. Verlaß dich darauf.«

»Hast du noch Munition?«

»Sicher.«

»Sonst nimm deinen Dolch«, sagte Suko hart und startete den Jeep. Die Räder wühlten den Sand hoch und wirbelten ihn zu Staubwolken, die träge an den Außenseiten vorbeizogen. Den Tod der Grabwächterin in unserem Beisein erlebt zu haben, empfand ich als eine persönliche Niederlage. Außerdem hatte ich nicht vergessen, daß sie es gewesen waren, die mir im Turm das Leben retteten.

Morgana Lay ton war tatsächlich dabei, alle störenden Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Der Wolf war ziemlich schnell erschienen. Es ließ darauf hoffen, daß wir uns vom eigentlichen Ziel nicht mehr allzu weit entfernt befanden.

Das meinte auch Jenna Jensen, die Suko bat, die Scheinwerfer zu löschen. »Man sieht uns sonst zu schnell.«

»Stimmt auch wieder«, gab der Inspektor zu, bevor er das Licht ausschaltete.

Im Dunklen führen wir weiter!

Jetzt, wo die Scheinwerfer nicht mehr leuchteten, erlebten wir die nächtliche Wüste einmal anders. Dunkelblau, durchsetzt mit einem Grauschimmer, in den wiederum das Licht der Gestirne hineinsickerte, so daß auch helle Streifen phantomhaft über die Felsen oder den rauen Untergrund hinweghuschten.

Wir waren schweigsam geworden. Ich dachte über die letzten Ereignisse nach, bestimmt ging es meinen beiden Freunden nicht anders. Die Grabhüterin war uns erschienen, vielleicht hatte sie noch zu retten versucht, was zu retten war. Mehr war ihr nicht gelungen. Ich strich durch mein Gesicht. Noch immer klebte der Schweiß auf der Haut, vermischt mit dem verdammten Staub und auch den kleinen, kratzigen Sandkörnern.

Ein jammerndes Heulen durchklang die Nacht und übertönte auch das Geräusch des Jeep-Motors. Ich faßte unwillkürlich die Beretta an, doch Jenna Jensen, die sich besser auskannte, beruhigte mich.

»Das ist ein Coyote, John, kein Wolf.«

»Allmählich werde ich nervös.«

»Frage mich mal.« Sie hatte sich gedreht. Ihr Gesicht befand sich dicht vor dem Fenster. Aus starren Augen schaute sie in die mit zahlreichen Schatten gefüllte Nacht. Der hochgewirbelte Staub hatte ebenfalls eine dunkle Farbe bekommen.

Meine Augen juckten. Die verdammten, kleinen Teile drangen überall hin. Für sie gab es praktisch kein Hindernis.

Suko konnte bald zur Weltmeisterschaft im Schalten antreten. Was er in das Getriebe hineinwürgte, ging auf keine Kuhhaut. Er mußte den Jeep manchmal weiterprügeln, und er tat dies mit einem verbissenen Ausdruck auf den Lippen.

»Das packen wir, John! Ich spüre es. Wir werden es schaffen! Wir müssen es einfach. Und wenn wir nur den Gral zurückholen. Da gibt es kein Pardon.«

Ich enthielt mich einer Antwort, denn Jenna meldete sich vom Rücksitz her. Ihre Stimme klang fast ehrfürchtig. Jedenfalls flüsterte sie den einen Satz.

»Marib, wir sind da.«

»Wo?« Ich drehte mich um.

Jenna hatte einen Arm ausgestreckt. Ihr Zeigefinger wies in die

Lücke zwischen Suko und mir. »Schau dorthin. Dieser lange, dunkle Schatten, das Rechteck in der Finsternis. Das ist ein Stück der gewaltigen alten Staumauer, die hier vor fast dreitausend Jahren stand.«

»Soll ich dorthin fahren?«

Jenna hob die Schultern. Sie zweifelte. »Ich weiß nicht.«

»Wollten wir uns nicht den Tempel anschauen? Wie hieß er noch gleich?« fragte ich.

»Der Almaqa-Tempel.«

»Richtig. Wie weit ist er von der Staumauer entfernt?«

»Wir müssen uns, wenn ich mich nicht irre, in nördliche Richtung halten.«

»Hast du gehört, Suko?«

»Klar.«

»Frag nur nicht, wo Norden ist.«

»Witzbold.«

Wir redeten bewußt locker. Das half uns dabei, die Spannungen zu überbrücken.

Die harten Profile der Reifen rutschten, als Suko das Lenkrad nach links drehte. Ich schaute noch einmal in die andere Richtung, wo ein Teil der alten Staumauer stand.

Es war schon ein gewaltiges Bauwerk, das die Meister der Antike da geschaffen hatten.

Der Wagen wühlte sich weiter. Geröll und Sand bedeckten einen langen Hang, an dessen Seite wir uns entlangbewegten. Ich konnte erkennen, daß man auch andere Bauwerke dieser alten Königstadt freigelegt hatte. Ruinen, die möglicherweise zu Wohnhäusern gehört hatten oder zu kleineren Palästen.

Hier standen nur mehr Fragmente, vielleicht mal die Säulen eines Tores oder Durchgangs.

Suko ging vom Gas. »Jenna, du mußt mir schon sagen, wie wir in

die Stadt hineinkommen.«

»Bitte weiter!«

»Gut.«

Wir erklommen den Hang und erkannten, daß Jenna recht behalten hatte. Bei Tageslicht hätten wir die über die Kuppe des Hanges hinwegwachsenden Ruinenteile sicherlich längst gesehen, in der Dunkelheit aber dauerte es seine Zeit, zudem hoben sich die Fragmente nur sehr undeutlich vom Untergrund ab.

»Das ist die Stadt!« flüsterte Jenna. »Ich meine sogar, daß es das alte Zentrum ist.«

»Mit dem Grab?«

»Der Tempel befand sich jedenfalls dort.«

»Dann könnten wir auch damit rechnen, auf unsere Freunde zu treffen«, bemerkte Suko. »Ich will ja nicht meckern, aber ich habe das Gefühl, als wäre das Geräusch des Motors ziemlich weit zu hören. Noch hielt der Hang den Schall ab.«

»Wir gehen zu Fuß weiter!« entschied ich.

»Das hatte ich damit sagen wollen!« Suko grinste, parkte den Wagen schräg und stoppte ihn.

Mit einem leisen Nachblubbern verstummte auch der Motor. Ich verließ den Jeep zuerst, Suko und dann Jenna folgten mir.

Noch hörten wir nichts. Selbst der Wind war in dieser Nacht eingeschlafen.

Wir schauten hoch zu den Fragmenten. Sie starrten über die Hügelkuppe hinweg wie unterschiedlich hohe Klötze, als wollten sie dieses schmale Wüstental beobachten.

Fine Ruhe vor dem Sturm. Keine Fälligkeit schimmerte in der näheren Umgebung, nur das Licht der Sterne und das des blassen Mondes sandte Schleier auf die Erde.

Von den Wölfen entdeckten wir ebenfalls keine Spur. Falls sie in der Nähe lauerten, hatten sie sich gut versteckt.

Nebeneinander, allerdings etwas versetzt schritten wir den Hang hoch. Jenna ging in der Mitte. Wenn wir das Grab tatsächlich fanden, würde sich für sie ein Traum erfüllen. Ich hoffte nur, daß es kein Alptraum war, der uns alle überrollte.

Was wollte Morgana mit dem Dunklen Gral?

Auch jetzt beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Diebstahl. Ich kam einfach nicht darüber hinweg. Der Dunkle Gral war wichtig, er schaffte es, die Zeiten miteinander zu verbinden. Ließ die Vergangenheit und die Gegenwart zusammenfließen, gab dem Träger Einblicke in die Historie. Genau das mußte auch Morgana wollen. Einblicke bekommen, besonders was die Macht der Königin anbelangte. Ich war davon überzeugt, daß diese Person damals schon über Dinge Bescheid wußte, worüber sich die Menschen heute den Kopf zerbrachen. Phänomene, die nicht wissenschaftlich, nur rein magisch zu erklären waren.

Wir ließen den Hang Schritt für Schritt hinter uns. Manchmal, wenn die Stellen steiler wurden, gingen wir aus Sicherheitsgründen schräg, stets begleitet von den kleinen Staubwolken.

Die alte Stadt Marib begrüßte uns mit einer fast barbarischen Kälte. Nach der Hitze des Tages empfand ich das so. Hin und wieder bekam ich einen regelrechten Schüttelfrost.

Und die Mauern nahmen an Größe zu. Erst jetzt konnten wir erkennen, wie mächtig diese freigelegten Fragmente letztendlich waren. Nur aus der Distanz hatte sie klein ausgesehen. Man hatte früher ja mächtig gebaut und weder Kosten noch Mühen gescheut.

Die Überreste standen niemals sehr dicht beieinander. Es gab genügend breite Zwischenräume.

Dann hörten wir etwas.

Es war eine Stimme. Sie klang hell. Oder war es eine Halluzination, eine akustische Fata Morgana?

Ich beschleunigte mein Tempo. Jenna und Suko hielten mit. Schon

bald befand ich mich im Schatten der ersten Mauern, die uns eine gute Deckung gaben.

Endlich standen wir auf der Kuppe des Hangs. Noch gelang es uns nicht, den Blick nach vorn zu werfen, wo sich das Zentrum der Tempel-Stadt befand.

Ein Gewirr von Säulen, Mauern und Pfählen nahm uns den Blick. Jenna war bereits jetzt fasziniert. »Marib«, hauchte sie, »die alte Stadt Marib. Sie kommt mir vor wie ein Geliebter, den ich all die Jahre gesucht und endlich gefunden habe.« Zärtlich strich sie mit den Fingerspitzen über das alte Mauerwerk, als wollte sie es zur Begrüßung streicheln und kundtun, welch eine Sympathie sie mit dieser Stadt verband. Wir hüteten uns, darüber zu lächeln. Suko und ich hätten bestimmt nicht anders gehandelt.

Mein Partner hatte schon Deckung gefunden. Die Beretta hielt er in der Rechten. Wir wußten, daß uns Wölfe auflauerten. Bestimmt waren sie als Wächter ausgesandt worden.

Noch etwas nahmen wir wahr.

Weiter vorn und auch etwas tiefer gelegen, lag eine riesige Lichtinsel. Zu vergleichen mit einem hellen Teppich, dessen Strahlen nicht in den Himmel hineinstiegen, sondern auf dem Boden blieben. Wie eine geheimnisvolle Botschaft von einem fremden Stern, der sich anschickte, seine Bewohner auf die Erde zu senden.

In der nächtlichen Wüste wirkte jedes Licht, egal von welcher Farbe, stets anders als in der uns bekannten Dunkelheit. Hier sahen wir es viel heller und klarer, denn auch Staub und Sand bildeten keine Wolken mehr.

Etwas huschte schräg vor uns durch eine Lücke zwischen zwei Säulen. Der Schatten war langgestreckt und bewegte sich schnell — ein Wolf!

Suko wollte schießen, er hatte den Schatten ebenfalls wahrgenommen, doch ich hob die Hand. »Nein, nicht, keinen

Schuß.«

Ich griff bereits nach dem Dolch, ließ mir vielleicht etwas viel Zeit, denn die Bestie griff an. Sie hatte sich ausgerechnet das schwächste Glied ausgesucht — Jenna Jensen!

Ihr blieb der Schrei im Hals stecken, als der Wolf auf sie zuhechtete. Ich startete sofort. Bevor das Tief seine Zähne in Jennas Körper schlagen konnte, prallte ich gegen den Körper. Ich brachte ihn aus der Sprungrichtung und kam mir vor wie Tarzan in seinen besten Zeiten. Gemeinsam wuchteten wir in den Staub. Nur hatte ich es besser, ich lag auf ihm. Und ich hatte den Dolch.

Mein rechter Arm beschrieb einen Halbbogen, dann fand die lange Silberklinge ihr Ziel.

Sie drang durch das Fell. Blut strömte aus der Halswunde, ich drückte meinen Kopf zurück, sprang auf die Füße und ging zurück. Der Wolf versuchte sich aufzurichten. Er wollte es einfach nicht wahrhaben, daß sein Leben zu Ende war.

Er schaffte es nicht.

Schwerfällig sackte er wieder zusammen, und ich holte tief Luft. Das war geschafft.

Suko nickte mir zu. Mit schußbereiter Waffe hatte er mir den Rücken freigehalten.

»Keiner mehr in der Nähe, alles klar.«

Jenna trat auf mich zu. »Danke, der hätte mich erwischt.«

»Schon gut, Mädchen.« Ich strich über ihre Wange. »Das war der erste.«

Ein zweiter erschien nicht, denn wir konnten ungehindert unseren Weg fortsetzen und dorthin gehen, wo die Reste allmählich niedriger wurden und uns den freien Blick nicht mehr versperrten.

Jenna hatte es eiliger als wir. Sie spürte, daß wir ganz dicht davorstanden.

Abrupt blieb sie stehen. Und genau an dem Punkt, wo wir endlich

frei schauen konnten.

Es war gewaltig und einzigartig. Damit hätte ich selbst in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet.

Wir schauten in eine weite Mulde, wo wir ebenfalls noch große Säulen und Mauern sahen. Das aber war nicht alles, denn in dieser großen Mulde gab es — und tiefer gelegen — ein Zentrum, zu dem von verschiedenen Seiten her vier breite Treppen hinabführten. Genau dieses Zentrum hatten wir gesucht und gefunden. Das Grab der Königin von Saba!

»Nein, Morgana Layton, du wirst den Gral nicht zerstören — du nicht, Wölfin!«

Morgana stand da, ohne sich zu rühren. Ihr Fell schien versteinert zu sein. Sie hielt den Dunklen Gral fest, als wäre er ihr einziger Rettungsanker und lauschte der Stimme nach, deren Sprecherin sie nicht erkennen konnte.

Wo verbarg sich die Person?

Eine Frau hatte geredet, das konnte nur die Königin von Saba gewesen sein, eine lebende oder lebendige Königin, die in ihrem Grab lag und nicht gestorben war.

So und nicht anders mußte die Lösung lauten!

Morgana wartete ab. Als sich nach einigen Sekunden nichts tat, ließ sie die Arme sinken, und mit ihnen sank auch der Dunkle Gral dem Boden entgegen. Er war ein schweres Gefäß. Sie würde sein Gewicht nicht halten können.

Hinter ihr lauerten die Wölfe. Sie waren sehr wachsam. Morgana hörte ihr Hecheln ebenso wie das leise Knurren. Sie kannte sich sehr gut aus, was die Tiere anging, denn sie wußte, daß die Wölfe Gefahr witterten. Hier hatten sie zwar keinedirekte Gefahr gewittert, dennoch war ihre Reaktion ungewöhnlich.

Das Wort feige paßte nicht, vielleicht eher der Begriff

zurückhaltend. Ihre Aggressivität war verschwunden. Darüber zeigte sich die Wölfin verwundert. Keine Bestie stand mit ihr auf der Höhe. Sie alle hatten sich zurückgezogen.

Morgana konnte so dicht vor dem Ziel nicht kneifen. Sie befand sich im Zentrum des großen Tempel-Grabes der Königin, wo der Wind der Jahrtausende seine Spuren hinterlassen und den Sand der Ewigkeit angeweht hatte.

Morgana hatte sich endlich dazu durchgerungen, eine Antwort zu geben. Mit lauter Stimme rief sie die einzelnen Worte sehr deutlich. »Wenn du tatsächlich die alte Königin bist, die Stammutter der Äthiopier, die Herrscherin über Saba, dann zeige dich mir, denn ich habe es geschafft, den Weg zu deiner Grabstätte zu finden. Was viele erfolglos versucht haben, ist mir gelungen. Ich stehe vordem Zentrum. Ich habe dich endlich gefunden, und ich habe etwas bei mir, das dir auch bekannt sein dürfte. Es ist der Dunkle Gral. Ich möchte nicht mehr lange warten. Diese Nacht ist die entscheidende.«

Morgana war froh, die Sätze gesprochen zu haben. Über ihr lag der Himmel wie ein gewaltiges Gemälde. Wenn sie den Kopf hob, sah sie die Sterne und auch die Scheibe des Mondes, der eine margarinegelbe Farbe angenommen hatte.

Es schob sich kein Schatten vor den Kreis. Das beunruhigte Morgana weiter nicht. Sie hoffte und sie wußte sogar, daß Fenris, ihr großer Herr und Meister, irgendwo im Hintergrund lauerte. Auch er wollte endlich die Herrschaft übernehmen können, auch wenn er Morgana vorgeschickt hatte.

Ihr war, als wollte ihr der Wind eine Botschaft übermitteln. Sie hörte ihn nicht, aber sie sah die dünnen Fahnen, die tüchergleich zwischen den einzelnen Säulen schwebten und auch in die Nähe des Grabes geweht wurden.

Feiner Sand, vermischt mit dem Staub der Vergänglichkeit. Er berührte ihr Gesicht, das Haar bekam eine graue Puderschicht.

Morgana störte dies nicht, sie wollte an das Grab der Königin heran und nichts anderes. Diese ließ sich Zeit, aber sie bewies, daß sie Morgana verstanden hatte, denn auf dem Grund des Vierecks geriet der Sand in Bewegung. Er wurde nicht getrieben, sondern blieb auf der abgeteilten Fläche, an die untersten Stufen grenzend.

Er begann zu kreisen. Plötzlich bildeten sich kleine Strudel. Erst zwei, dann drei und vier.

Die Strudel liefen zunächst gegeneinander, was sich jedoch schnell änderte, denn eine einzige Kraft bemächtigte sich ihrer und faßte sie zu einem einzigen zusammen.

Auf dem Viereck bewegte sich ein großer Kreis immer in eine Richtung. Entgegen dem Uhrzeigersinn. Als wären unsichtbare Kräfte dabei, auch Gewalt über den Sand zu bekommen. Je schneller er sich drehte, um so stärker zerrten die Kräfte an ihm, denn es gelang, den Sand in die Höhe zu schleudern, wo er einen Trichter bildete, der Ähnlichkeit mit einer gewaltigen, oben offenen Tüte bekam.

Das Mondlicht schien dagegen und hinein. Es leuchtete diesen Trichter aus. Sein Licht ließ den Staub fahl und bleich aussehen. Das Kreisen blieb auch weiterhin, und die Kraft sorgte dafür, daß auch die Reste an den Rändern erfaßt wurden.

Jedes noch so kleine Korn wehte dem Zentrum entgegen, wo der Trichter darauf wartete, es zu vereinen.

Morgana Layton wurde davon nicht berührt. Sie konnte auf das starren, was unter dem Sand zum Vorschein gekommen war.

Eine gewaltige Platte. Dunkel, geheimnisvoll leuchtend, denn das Mondlicht hinterließ das Schimmern auf dem grauen Gestein. Es besaß eine ungewöhnliche Glätte, als hätte man es zuvor bearbeitet. War das der Zugang zum eigentlichen Grab der Königin? Es gab keine andere Möglichkeit.

Morgana bewegte ihren Kopf und schleuderte das lange Haar zurück. Jetzt lag ein Lächeln auf ihren Lippen. Die Raubtieraugen

blickten noch kälter als sonst, ihre Lippen bildeten einen Strich, so hart lagen sie aufeinander. Der Staub-und Sandtrichter schwebte mit seinem auslaufenden Ende bereits über der Platte. Wenige Sekunden später tanzte er plötzlich weg. Er floh hinein in die Finsternis und wurde von ihr kurzerhand verschluckt. Nur ein leises Rieseln war zu vernehmen, als die Masse der Körper gegen die alten Mauern schlug.

Die Grabplatte aber lag frei!

Morgana Layton gab einen Laut von sich, der aus Knurren und Keuchen bestand. Es war ein Zeichen des Triumphs. Nun stand endgültig fest, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Noch stand sie ziemlich hoch auf einer der Treppen und war relativ weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt. Aber sie konnte trotzdem erkennen, daß die von Sand und Staub befreite Platte auf der Oberseite ein Muster zeigte.

Eine Zeichnung, ein Relief...

Wieder hatte sie Glück, weil das Licht des Mondes in einem derart günstigen Winkel auf die Platte schien, daß sie das Motiv des Reliefs erkennen konnte.

Es zeigte eine Frau in der Mitte. Sie war umrahmt von zwei Gestalten, die sie zunächst nicht weiter interessierten, denn nur die Frau zählte. Ihr Anblick bedeutete die Erfüllung ihrer Träume.

Die Gestalt war übergroß nachmodelliert worden. Sehr schlank, mit einem halblangen, glatten Haarschnitt, der den Kopf der Person helmartig umgab.

Auch das Gesicht war eingraviert worden, doch nur in Umrissen. Feinheiten konnte sie nicht erkennen, auch wenn das Mondlicht der Gestalt einen besonderen Glanz verlieh.

Es fiel ihr nicht schwer, die Stufen hinabzusteigen. Sie mußte einfach näher heran, wenn sie alles genau mitbekommen wollte. Sehr langsam ging sie. Der Sand auf den Stufen wirkte wie ein weicher Teppich. Einmal rutschte sie über eine Kante hinweg, fing sich

wieder, ging weiter und traute sich nicht, die Grabplatte zu betreten. Auf der zweitletzten Stufe blieb sie stehen.

Hier überkam sie das Gefühl, sich in einer Arena zu befinden. Rechts, links, vor und hinter ihr stiegen die Treppen in die Höhe, als wollten sie den Mond erreichen.

Vor ihr aber lag das Geheimnis.

Sie sah die Königin von Saba eingraviert auf der Platte und im Hintergrund zwei Gestalten, mit denen sie nichts anfangen konnte. Jedenfalls waren sie männlich und auch unterschiedlich gezeichnet worden.

Einer von ihnen wirkte wie eine Person aus längst vergangener Zeit. Sie empfand diesen Anblick als alttestamentarisch. Ein Mann im wallenden Gewand, dichtem Haarschmuck, einem Bart und Füßen, die in Riemensandalen steckten.

So waren auf vielen, mit kirchlichen Motiven geschmückten Bildern die Personen des Alten Testaments dargestellt worden. Große Heerführer wie Moses oder Aaron, auch König David, der Sohn des weisen Salomo. Morgana Layton war nicht dumm. Daß die beiden Gestalten ebenfalls auf die Grabplatte eingraviert worden waren, mußte seinen Grund haben. Wahrscheinlich standen sie in einem unmittelbaren Zusammenhang zur Königin von Saba. Das war einmal Salomo. Aber wer war der zweite?

Morgana konzentrierte sich auf seine Person. Wenn sie nicht alles täuschte, gehörte er auf keinen Fall in die Zeit der Königin. Seine Kleidung war eine völlig andere, relativ gesehen moderner, dennoch altertümlich, nahm man die Gegenwart als Maßstab.

Dieser Mann sah aus wie jemand, der im auslaufenden Mittelalter gelebt hatte.

Wer konnte das sein? Wer hatte damals Kontakt zu der Königin gehabt und möglicherweise gewußt, wo sich ihr Grab befand? Derjenige Künstler, der die Gravur auf der Grabplatte hinterlassen

hatte, mußte also gewußt haben, daß es noch einen zweiten Beschützer der Königin gab oder geben würde.

Er hatte demnach in die Zukunft sehen können...

Diese Folgerung wiederum gefiel Morgana überhaupt nicht. Sie glaubte plötzlich, daß einiges anders verlaufen würde, als sie es angenommen hatte.

Unwillkürlich schielte sie hoch zum Mond, aber ihr Beschützer Fenris ließ sich dort nicht blicken.

»Du hast mich gerufen, Morgana. Ich werde deinen Ruf folgen und mich jetzt zeigen.«

Wieder wehte die Stimme durch das Viereck. Morgana spürte, daß sich ihre Haare sträubten, wie sonst das Fell, wenn sie die Verwandlung hinter sich hatte.

Wo würde die Königin erscheinen?

Noch lag die große Grabplatte verschlossen vor ihr. Wenn die Königin also erschien, mußte dieses tonnenschwere Stück Stein angehoben werden.

Das geschah auch.

Alles begann mit einem Knirschen, als die Grabplatte die von unten her drängende Kraft verspürte und innerhalb der Ränder anfang zu schaben. Es war ein Geräusch, das eine Gänsehaut erzeugen konnte, eine schon schaurige Botschaft aus der Tiefe.

Morgana stand wie erstarrt. Ihr Gesicht war eine Maske. Nichts rührte sich in den Zügen. Auch die Augen leuchteten wie kalte Laternen, die sich nur auf einen Punkt konzentrierten.

Die Wölfe spürten ebenfalls, daß sich bald etwas ereignen würde. Auf den Stufen stehend scharrten sie unruhig mit ihren Füßen. Noch lag die schwere Grabplatte flach innerhalb des Gefüges. Sie schien sich gegen die Kräfte wehren zu wollen, die aus der Tiefe her gegen sie drückten.

Aber das verging.

An drei Stellen gleichzeitig, an den Breitseiten und an der Frontseite hob sie ab.

Sehr langsam, zögernd, doch sie kam - und mit ihr das Licht!

Es war ein geheimnisvolles Leuchten, das sich aus mehreren Farben zusammensetzte.

Im Grundton hellblau, aber mit einer grünlichen Farbe durchsetzt, so daß dieses Licht einen gespenstischen, türkisfarbenen Schein bekam. Es drang wie starre Schatten aus den Öffnungen hervor und schaffte es, sich an den Seiten des Grabes zu verteilen.

Geheimnisvolle Lichtreflexe tauchten die Umgebung in einen geisterhaften Schein, von dem auch die Mensch-Wölfin nicht verschont blieb. An Morgana kroch dieser farbige Schatten in die Höhe. Sie spürte etwas von der Energie, die in diesem Licht steckte. Ein Kribbeln lief über ihre Haut. Es wanderte höher, erfaßte ihre Arme, die Hände ebenfalls und natürlich den Gegenstand, der noch immer zwischen ihren Handflächen steckte.

Der Dunkle Gral übernahm den Schein, er saugte ihn förmlich auf, so daß sich auch seine Farbe änderte.

Hatte er vor wenigen Sekunden noch mattgolden geschimmert, so wechselte diese Farbe.

Grün und Blau ließen das Gold zurücktreten. Der Dunkle Gral war dunkler geworden und machte seinem Namen alle Ehre. Auch über die Kugel schwebte das neue Licht hinweg. Es gelangte allerdings nicht bis an die andere Seite, weil es von ihr aufgesaugt wurde. Der Gral reagierte. Er glich einem Magneten, der nur darauf gewartet hatte, endlich seine Erfüllung zu finden.

Das Material begann unter den fremden, geisterhaften Strömungen zu vibrieren. Morgana merkte diese sehr deutlich, denn die Vibrationen pflanzten sich über ihre Hände und Arme fort, hinein in die Arme, so daß es ihr schwerfiel, das Gefäß zu halten.

Es stemmte sich gegen sie, als wüßte es genau, daß Morgana nicht

seine eigentliche Besitzerin war.

Es machte sie nervös. Zwei gegensätzliche Kräfte konnte sie nicht ausgleichen, deshalb bückte sie sich und stellte das Gefäß ab. Zum erstenmal überkam sie der Verdacht, daß sie sich mit dem Diebstahl des Gefäßes einfach übernommen hatte.

Doch es ging weiter.

Höher und höher stieg die Grabplatte. Mehr Licht drang aus dem Innern. Ein unnatürlicher Schein, der irgendwie in das Dunkel der kalten Wüstennacht hineinpaßte.

Morgana stand unbeweglich auf dem Fleck. Der Schatten der hochsteigenden Grabplatte wanderte über sie hinweg und gab ihr somit den Blick in die Tiefe des Grabes frei.

Noch konnte sie nichts erkennen.

Das Licht war einfach zu intensiv und es blendete sogar. Doch da lag etwas...

Es besaß eine menschliche Gestalt, und das konnte nur die Königin von Saba sein!

Morganas Augen weiteten sich noch stärker. In ihren Blicken lag die Spannung, die sie wie eine Klammer festhielt.

Nur noch wenige Sekunden würde es dauern, dann... Plötzlich stand die schwere Grabplatte still. Auf der gegenüberliegenden Seite bildete sie einen genau rechten Winkel zum eigentlichen Grab der Königin.

Morgana schaute hinein.

Sie besaß jetzt einen wunderbar klaren Blick. Das Licht hatte sich so verteilt, daß es nicht mehr blendete und sie auch Einzelheiten erkennen konnte.

Sie hatte damit gerechnet, einen prunkvollen Sarg oder Sarkophag zu sehen. Das stimmte nicht.

Die Königin lag auf einem Altar. Sie war allein, keine Sklaven waren mit ihr begraben worden. Regungslos bedeckte ihr Körper die

Steinplatte, und Morgana mußte zugeben, daß diese Frau eine Schönheit im klassischen Sinne war. Das Licht hatte sich verflüchtigt und bildete einen äußeren Ring um die Grabstätte. Es fiel jetzt von oben herab in das Grab und leuchtete dermaßen natürlich aus, daß Morgana viele Einzelheiten entdeckte. Die Haut der Königin wirkte so frisch, als wäre sie in Eselsmilch gebadet worden. Schwarz war ihr Haar und zeigte den gleichen Schnitt wie auf dem Grabplatten-Relief.

Eine schmale Nase, ein weicher Mund und große Augen mit dunklen Pupillen. Morgana wunderte sich nicht einmal darüber, daß sie offenstanden, mit einer Toten oder einem weiblichen Zombie hatte sie sowieso nicht gerechnet.

Die Königin war begraben worden, aber sie lebte trotzdem!

War sie eine Weiße, eine Schwarze?

Nein, keines von beiden. Eher ein Mischling, denn die Haut sah aus, als hätte sie jemand mit einer milchkaffeebraunen Farbe sehr sacht bestrichen.

Sie war nicht sehr groß, dafür schlank und trotzdem mit einer guten Figur versehen. Ein prächtiges Kleid lag eng am Körper. Der Stoff leuchtete in einem dunklen Grün, durch das auch rotfarbene Farbstreifen liefen und das Material sehr wertvoll aussehen ließen. So kostbar wie die Ketten, Ringe und Reifen, die die Königin schmückten.

Es war einfach unfäßbar, daß eine Person, die vor fast 3000 Jahren gelebt hatte, noch so aussah.

Von ihr strahlte etwas Erhabenes ab, etwas Majestätisches, das auch Morgana beeindruckte. Sie wußte nicht, ob sie sich davor fürchten sollte. Aber sie vertraute auf ihre Stärke und auch den Dunklen Gral vor ihren Füßen.

Die Platte hatte sie bewegt, die Königin lag noch starr mit auf der Brust gekreuzten Händen.

Das änderte sich in dem Moment, als sie ihre langen Augenwimpern bewegte.

Leben kehrte in den Körper zurück!

Nicht nur die Augenbrauen zitterten, auch ihre Hände hob sie an und legte die Arme so, daß sie sich aufstützen und aufsetzen konnte. Sie war dabei, das Grab zu verlassen. Und sie tat es in einer völlig natürlichen Art und Weise. Nicht zombiehaft steif. Die Königin erinnerte an eine Person, die nur etwas länger geschlafen hatte.

Selbst Morgana Layton, die große Rivalin, konnte sich diesem Zauber nicht entziehen. Sie hatte sich sehr viel vorgenommen, doch all die Vorsätze waren in diesem Augenblick vergessen.

Staunend beobachtete sie das Erwachen dieser Frau in der Tiefe des Grabes.

Mit einer graziösen Bewegung zog die Königin ihre Beine an, stemmte sich mit den Hacken der flachen Sandaletten ab und stellte sich dann auf die Altarplatte.

Sie hatte den Kopf leicht angehoben, damit sie Morgana Layton anschauen konnte.

Für eine Weile stand nur das tiefe Schweigen zwischen den beiden so unterschiedlichen Frauen.

Dann sprach die Königin, und Morgana konnte die Worte wiederum verstehen.

»Du hast mich lange gesucht und endlich gefunden. Ich wußte, daß du kommen würdest, ich habe dich erwartet.« Ein feines Lächeln umschwang ihre Lippen, als sie einen philosophisch anmutenden Satz sprach. »Ich verstehe die Menschheit nicht. Es sind so viele Jahre vergangen, aber sie haben sich nicht gebessert. Sie alle wollen die Macht, wollen wissen, was früher geschah. Auch du, Morgana, bildest da keine Ausnahme. Du hast nicht davor zurückgeschreckt, mit den Mächten der Finsternis einen Pakt zu schließen. Du siehst aus wie ein Mensch, aber in dir wohnt die Seele eines grausamen

Tieres. Ja, du bist grausam, und ich werde mich hüten, einer grausamen Person das zu überlassen, was ich weiß.«

Morgana nickte der Tiefe entgegen. »Damit hatte ich gerechnet, Königin. Doch ich bin fest entschlossen, meinen Plan durchzuführen. Verstehst du das?«

»Ich wußte es.«

»Und ich bin nicht mit leeren Händen gekommen, denn ich habe den Dunklen Gral an mich genommen. In ihm sind die Geheimnisse der Welt vereint. Man muß sie nur herausfinden können. Wie heißt es noch? Wird der Gral zerstört, stirbt auch die Königin. Noch lebst du, aber wenn du dich meinen Plänen entgegenstellst, wird dieses Leben bald vorbei sein.« Nach diesen Worten hob sie den rechten Fuß und ließ die Hacke über der Kugel schweben.

»Ich kann ihn mit einem Tritt zertreten, Königin. Es kommt auf dich an, ob ich es tue oder nicht...«

Die Königin von Saba schwieg.

Oben am Himmel, wo der Mond als Kreis stand, erschien ein Schatten und schob sich vor ihn. Es war die Schnauze des Götterwolfs!

Ich mußte Jenna Jensen festhalten, sonst wäre sie noch hinab in die viereckige Arena gestürzt, um sich auf die Mensch-Wölfin zu werfen. Was wir mitbekommen hatten, war unfäßbar gewesen. Auch Suko und ich waren mehr als erstaunt.

Als ich merkte, daß Jenna schreien oder rufen wollte, hielt ich ihr den Mund zu und brachte meine Lippen dicht an ihr Ohr. »Nicht, Jenna, um Himmels willen, nein! Keinen Ton jetzt!«

Sie nickte, ich vertraute ihr und löste meine Hand von ihren Lippen. Tief holte sie Luft. Auf ihrem Gesicht lag eine Gänsehaut. »Damit... damit hätte ich nicht gerechnet. Sie lebt, sie ist da, schaut...« Ihre Worte klangen flüsternd und hektisch zugleich.

Wir standen günstig. Die Säulen, Mauern und deren Schatten deckten uns. Das Grab unten lag offen. Wir hatten alles beobachten können und auch das geisterhafte Licht gesehen, das aus dem Grab gestiegen war und sich verteilt hatte.

Für Jenna Jensen war in den vergangenen Minuten ein Traum in Erfüllung gegangen. Endlich stand sie vor dem Grab der Königin, konnte hineinschauen und bekam bestätigt, daß die Königin von Saba — aus welchen Gründen auch immer — überlebt hatte und nicht nach fast 3000 Jahren vermodert oder zu Staub zerfallen war.

Jenna bekam die Gänsehaut einfach nicht weg, die ihren Körper bedeckt hatte. Sie hielt die Hände zu Fäusten geballt. Auf ihrem Gesicht lag ein Leuchten, von dem ich nicht wußte, ob es aus ihrem Innern strömte oder an dem Licht lag, dessen Reste nun auch uns erreichten und sich zwischen den Säulen verloren.

»Es ist ein Traum, John.« Sie drehte sich zu mir um. »Bitte, sag, daß es ein Traum ist!«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Was du hier siehst und erlebst ist echt, Jenna.«

»Sollen wir zu ihr gehen?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Natürlich würden wir zu ihr gehen, obwohl wir auch Morgana Layton sahen, die sehr dicht am Rand des Grabes stand und den uns gestohlenen Dunklen Gral vor sich auf den Boden gestellt hatte.

»Aber Vorsicht!« warnte Suko flüsternd. »Nicht alles, was uns harmlos erscheinen mag ist auch so.« Er zeigte auf die Wölfe, die sich auf den Stufen verteilt hatten. Es waren insgesamt acht. »Sie müssen wir erst überwinden.«

Im Prinzip gab ich meinem Freund recht. Noch etwas störte mich an den Tieren. Ich hob die Schultern. »Suko, ich kann mir nicht helfen, aber etwas ist anders geworden.«

»Wie meinst du das?«

»Ich kann es nicht genau sagen. Schau mal scharf hin. Hast du den Eindruck, als würden sie sich bewegen?«

»Nein.«

»Eben.«

»Was soll das heißen, John?« Jenna war ebenfalls aufmerksam geworden.

»Irgend etwas ist mit ihnen.« Ich gab keine Erklärungen mehr ab, denn wir hörten der Unterhaltung zu, die sich zwischen den beiden so unterschiedlichen Personen entfaltete.

Es waren Worte, die ich genau behielt. Mir wurde auch klar, daß keine der beiden einen Rückzieher machen würde. Jede wollte ihr Ziel erreichen, und Morgana besaß als Trumpf den Dunklen Gral.

»Wir sollten der Königin helfen!« schlug Jenna mit leiser Stimme vor.

»Kommt, ich will nicht mehr hier oben bleiben. Ich muß endlich wissen, welches Geheimnis sie umgibt. Wie sie es überhaupt schaffen konnte, am Leben zu bleiben, nach all diesen langen Jahrtausenden.«

Das interessierte auch Suko und mich. Deshalb hatten wir nichts dagegen, mit der Königin aus der Nähe Kontakt aufzunehmen. Aber da waren die Wölfe. Wie würden sie sich verhalten? Behielt ich mit meiner Vermutung möglicherweise recht?

Jenna faßte nach meiner Hand. Ihre Finger zitterten, kein Wunder nach diesem Ereignis.

Sie zog mich vor, und schon nach drei Schritten erreichten wir den Lichtschein.

Uns überkam schon ein ungewöhnliches Gefühl, als wir in diese türkisfarbene Glocke hineintraten.

Sie war so anders als das normale Licht. Ich spürte auf der Haut ein Kribbeln, als wollten mir die unzähligen Frequenzen Botschaften zusenden.

Jenna und Suko erging es nicht anders. Mein Freund hob die Schultern und runzelte die Stirn, während Jenna so blaß aussah wie ein fremdes Wesen, das in einem SF-Film auftritt.

»Was hast du?«

»John, das Licht. Es... ist doch nicht normal. Ich spüre es wie ein Luch auf meiner Haut.«

»Das stimmt.«

»Ob es uns gut gesinnt ist?«

»Sicher.«

Ich hatte auch aus der Höhe einen Blick in das Grab der Königin werfen können und festgestellt, daß sich die Person in nichts von dem unterschied, wie ich sie kannte.

Es war das gleiche Gesicht, der gleiche Körper, vielleicht auch die gleichen Gedanken, die sie allerdings nicht in meine Richtung schickte. Sie und Morgana Layton redeten miteinander. Nur tauschten sie keine freundlichen Worte.

Wir erreichten den ersten der Wölfe. Suko, der vor uns ging, blieb eine Stufe hinter der Bestie stehen, die sich eigentlich jetzt hätte drehen und angreifen müssen.

Das tat sie nicht.

Suko schaute zu uns zurück. Auch wir waren stehengeblieben und sahen seinen fragenden Blick.

»Das verstehe ich auch nicht,« wisperte ich.

»Faß ihn mal an!« schlug Jenna vor. »Bitte, faß ihn an, ob er sich bewegt. Ich meine...«

»Dann meinst du wahrscheinlich das gleiche wie ich.«

»Wieso?«

»Bitte, Suko, faß ihn an!« Sicherheitshalber legte ich meine Hand auf den Griff der Beretta. Das Kreuz hatte ich bereits. Möglicherweise würde es uns helfen können, wenn es hart auf hart ging, aber daran wollte ich nicht so recht glauben.

Es kostete Suko schon Überwindung, seinen Arm vorzustrecken und die gespreizten Finger in das dichte Fell des Wolfes zu schieben. Wir sahen, wie seine Hand hineinglitt, und bekamen auch mit, was plötzlich geschah.

Durch die Berührung mußte so etwas wie ein magischer Kontakt geschlossen worden sein.

Ein Zittern lief durch den Körper des Wolfes. Davon erholte er sich nicht, denn einen Moment später gaben die Beine nach und zerfielen — wie auch der Oberkörper, zu Staub. Die mehligten Körner vermischten sich mit dem Sand auf den Stufen.

»Geahnt!« hauchte Jenna. »Ich habe es schon geahnt, als ich sah, daß sich die Bestien nicht mehr bewegten. Das ist...« Sie suchte nach Worten.

»Magie«, sagte ich. »Eine alte Magie, die Feinde erstarren läßt. Seien wir froh, daß es so gekommen ist. Die Wölfe können uns nicht mehr gefährlich werden.«

Der Meinung war Suko auch. »Es muß an diesem Licht gelegen haben«, sagte er. »Es bedeutete für manche den Tod.«

»Nur für uns nicht, hoffe ich.«

»Okay, gehen wir weiter.«

Morgana Layton drehte uns nach wie vor ihren Rücken zu. Obwohl sie einen gewissen Sex ausstrahlte, besaß sie doch irgendwie eine Männerfigur. Es mochte an den überbreiten Schultern liegen und auch an den kräftigen Beinen, die das staubbedeckte Leder umspannte. Der Sand auf den Stufen gereichte uns zum Vorteil. So konnten wir so gut wie lautlos die Treppe hinabsteigen. Nur ein sehr leises Knirschen oder Schaben war zu hören.

Die Lage am Grabrand spitzte sich zu. Keine der beiden war bereit, nachzugeben. Es konnte nur eine geben. Keiner von uns konnte sagen, wie der Kampf ausgehen würde.

Ich hätte gern einen Schluck Wasser getrunken, denn auch in meiner

Kehle hatte sich so etwas wie eine Wüste gebildet. Der Hals kam mir völlig ausgetrocknet vor. Nur mehr wenige Stufen trennten uns von unserem Ziel. Morgana hatte noch immer nichts bemerkt, aber Jenna, die zufällig einen Blick gegen den Himmel warf, sah auch den Mond. Ihr Arm schnellte in die Höhe. Der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf die gewaltige Wolfsschnauze, die sich wie ein Scherenschnitt vor den runden Erdtrabanten geschoben hatte.

»Verdammt!« sagte Suko.

Ich hauchte. »Das ist Fenris, der Götterwolf!«

»Was bedeutet das?« fragte Jenna.

»Kann ich dir nicht genau sagen. Mir ist nur klar, daß wir nicht mehr lange warten dürfen.«

Ich hatte recht, denn Morgana Layton wollte endlich die Entscheidung und war auch bereit, den Dunklen Gral durch einen Fußtritt zu zerstören...

Die Königin von Saba, die auf der Altarplatte stand, hatte die Worte ebenfalls sehr deutlich verstanden. Sie sah auch, wie ihre Gegnerin den Fuß hob.

Dennoch verfiel sie nicht in Panik, denn ihr Blick war auch an der Gestalt der Frau an die Treppe hochgeglitten. Dort sah sie drei Personen, und sie wußte, wer da kam.

In ihren dunklen Augen leuchtete es für einen winzigen Moment auf, was Morgana ebenfalls nicht verborgen blieb. Sie aber interpretierte diese Reaktion falsch und lachte rauh. »Du hast Angst, daß du jetzt vernichtet wirst - oder?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Dann komm endlich aus deinem verdamnten Grab. Ich will dich...«

»Ich werde nicht kommen!« sprach die Königin in den Satz hinein. »Ich würde dir den Rat geben, dich umzudrehen. Es ist der einzige

Kompromiß, den ich dir anbieten kann.«

»Willst du nicht verladen?«

»Nein!«

Morgana zögerte. Noch immer schwebte der Fuß über der Kugel, die zwar ruhig auf der Öffnung lag, wobei sich in ihrem Innern jedoch etwas tat. Da bewegten sich Schlieren, Fäden und Kreise. Magie hatte sie angefüllt, und auch das Licht war intensiver geworden.

»Mach es!«

Die zwei von der Königin gesprochenen Worte wirkten bei Morgana Layton. Auf einmal wurde ihr bewußt, daß sie nichts mehr von ihren Wölfen gehört hatte.

Noch einmal schaute sie mit kalt funkelnden Augen auf die Königin, setzte ihren zweiten Fuß neben den Gral, um einen besseren Stand zu bekommen, und drehte sich auf der Stelle...

»Hallo Morgana!« sagte ich.

Sie stand vor uns und mußte hochschauen, um uns in die Gesichter blicken zu können.

Wir sahen auch ihr Gesicht.

Bleich und mit türkisfarbenen Schatten versehen. So sah keine Haut aus, eher Stein.

Aber der zog sich auseinander wie Gummi, als sie die Lippen bewegte.

»Sinclair, du Hund!«

»Danke!«

Sie ballte die Hände. »Du hast es geschafft, wie? Du bist am Ziel, aber du hast nicht gewonnen. Meine Wölfe werden euch...«

»Suko!« sagte ich nur.

Mein Freund hatte verstanden. Er schritt auf den uns am nächsten lauernden Wolf zu und tauchte seine rechte Hand in das dichte Fell

des bewegungslos stehenden Tieres.

Wieder zuckte die Bestie, bevor sie zu Staub zerfiel, der sich mit dem Sand vereinigte.

Das hatte auch Morgana gesehen. Sie wollte es nicht glauben. Ihre Reaktion war ein ungläubiges Staunen, dann hastiges Schütteln ihres Kopfes, so daß die langen Haarsträhnen um ihr Gesicht peitschten.

»Wieso?« keuchte sie.

»Das Licht«, sagte ich. »Es ist das Licht aus dem Grab.« Ich wußte keine andere Erklärung und hoffte, daß ich damit recht behielt. »Es war das Licht, das auch die Königin am Leben erhielt, denn die Energie, uns unbekannt und uralte, sorgte dafür, daß das Gefüge der Welten nicht zusammenbrach. Die Menschen damals wußten viel, viel mehr als wir. Und sie konnten vor allen Dingen mit den Phänomenen umgehen und sie kontrollieren, was uns heute fehlt. Auch dir, Morgana.«

In ihren raubtierhaften Augen lag die Kälte des Alls. »Ja«, sagte sie, »möglicherweise hast du recht. Aber ich bin nicht wie meine Diener. Ich bin mehr, bin stärker, und ich werde nicht aufgeben. Ich habe den Gral, er steht vor mir...«

»Du bist allein, Morgana.«

»Nein, schau hoch zum Himmel...«

»Fenris ist weit weg!«

Ich hatte sie durch meine Antworten nervös gemacht, das spürte sie, denn sie wußte nicht, was sie noch sagen sollte. Einmal schaute sie mich an, dann Suko und auch Jenna Jensen.

Drei Gegner standen vor ihr, ein weiterer befand sich in ihrem Rücken.

»Es sieht schlecht für dich aus, Morgana. Du hast hoch gespielt, aber man kann nicht alles haben. Die Königin von Saba wird dir ihr Wissen niemals vermitteln.«

»Irrtum, Irrtum!« schrie sie. »Der Gral steht neben mir. Ich habe

ihn. Er existiert, schau ihn dir an. Schau hinein, sieh das Licht.« Sie sprach jetzt hektisch und nervös. »Das gleiche Licht existierte auch im Grab. Die Energien sind dieselben, die Schwingungsebene ist gleich. Begreifst du nun, Sinclair?«

»Ich habe schon begriffen.«

Sie schickte uns ein meckerndes Lachen entgegen. »Das glaube ich kaum. Die Königin von Saba lebt nur, weil auch der Gral existiert. Wenn ich ihn jetzt zerstöre, werdet auch ihr nicht an das Wissen herankönnen.«

»Bist du schneller als eine Kugel?« fragte ich.

Sie winkte ab. »Was sind schon Silberkugeln gegen diese gewaltige Magie? Nein, Sinclair, ich...«

»Er hat recht!«

Wir hörten eine Stimme, die weder der Königin noch Morgana gehörte, sondern einer der beiden anderen Gestalten, die sich neben der Königin als schemenhafte Figuren aus dem Grab erhoben.

Zwei Geister...

Morgana drehte sich um. Noch in der Bewegung entdeckten wir das Erschrecken auf ihrem Gesicht.

Sie hätte eigentlich damit rechnen müssen, daß die Königin nicht allein gelassen worden war, denn auf der Grabplatte hatte sie das Relief zusammen mit zwei männlichen Gestalten gezeigt.

Und die erschienen hinter ihr wie Leibwächter.

Meine Augen weiteten sich so stark, daß es schon beinahe schmerzte. Eines der geisterhaften Wesen kannte ich.

Es war Hector de Valois, ein großer Anführer der Templer und jemand, der das Kreuz besessen hatte.

Er war in mir wiedergeboren worden. Ich hatte hin und wieder sogar einen Kontakt mit ihm gehabt.

Und der zweite?

Ich hätte mir am liebsten über die Augen gewischt, doch ich bekam

die Arme nicht hoch. Konnte es tatsächlich sein, was ich vermutete? Diese alttestamentarisch wirkende Gestalt, die so respekteinflößend aussah, obwohl sie nur als Geist vor uns stand.

Es gab an sich nur eine Erklärung. Denn diese Gestalt durchzog sämtliche Legenden, die sich um die Königin von Saba drehten. Sie hatte die Frau eigentlich berühmt gemacht.

Das mußte er sein.

»Salomo, der Weise!«

Ich hatte die Worte einfach nicht mehr nur denken können, mußte sie so laut aussprechen, daß ihr Klang über das Grab der Königin hinweghallte und verstanden wurde.

Er stand rechts hinter der Frau, Gesicht und Körper wirkten, wie von einem dünnen Pinsel gezeichnet. Nichts regte sich in seinen Zügen, aber ich bekam eine Antwort.

»Es stimmt, ich bin Salomo, der Weise, und ich grüße denjenigen, der mit mir soviel gemein hat...«

Ich mußte schlucken. Plötzlich spürte ich den Schwindel, ging zurück und stolperte mit der Hacke über eine im Sand nicht sichtbare Stufenkante. Bevor ich fallen konnte, fing Suko mich auf. »Keine Panik jetzt, John.«

Aber auch seine Stimme zitterte. Was wir hier erlebten, empfand ich als ungeheuer.

Der Geist des Weisen hatte mich begrüßt wie einen alten Freund. Er stand mir positiv gegenüber, und ich dachte automatisch an meine Reinkarnationen. Ich war Hector de Valois gewesen, auch Richard Löwenherz — und jetzt König Salomo?

Wenn ja, was hatte er mit dem Gral zu tun?

Der Weise erriet meine Gedanken. Huschte nicht ein Lächeln über sein geisterhaft blasses Gesicht? Funkelten nicht plötzlich die Augen? »Ich weiß, was du denkst, John Sinclair. Du bist der

Besitzer des Grals, aber du kennst sehr wenig über ihn. Die Templer haben mehr gewußt, sie konnten sich die Zeit nehmen, und sie wußten auch, daß dieser Gral etwas mit dem Land und dem Gebiet zu tun hat, wo die Wiege der Menschheit stand. Eben mit dem Orient. Wolfram von Eschenbach, der über den Heiligen Gral geschrieben hat, gab uns verschlüsselte Botschaften. Wenn du sie genau liest, dann wirst du merken, daß er auf seinen Reisen in dieses Land auch von einer Königin hörte, die ein besonderes Gefäß besaß. Es war die Königin von Saba, die mir wiederum dieses Gefäß gezeigt hat. Ich löste ihre Rätsel. Als Dank dafür weihte sie mich in die Geheimnisse des Grals ein. Solange es ihn gibt, wird auch sie existieren. Das stimmt schon. Der Gral darf nicht zerstört werden, er ist ungemein wichtig. Er und die Königin — und jetzt hört genau zu — bildeten damals den Gegenpol zu einer Bewegung, die sich wieder an das Urböse erinnerte. An den Teufel und an Lilith! Du wirst noch mit ihr zu tun bekommen, John Sinclair. Es wird nicht lange dauern, das verspreche ich dir. Du wirst erkennen, daß es Zusammenhänge zwischen dem Gral, Lilith, der Königin, Luzifer, dir und dem Seher gibt. Das alles ist ein gewaltiger Kreislauf, der im Buch des Schicksals geschrieben steht. Du bist hineingeraten, weil du auserwählt worden bist als Sohn des Lichts. Du hast allerdings noch nicht viel begriffen, das soll sich aber sehr bald ändern. Ich verspreche es dir. Die Legende des Grals ist geschrieben worden, sie soll nicht mehr neu aufgezeichnet werden. Diese Frau, die gekommen ist, um die Macht der Königin zu erreichen, weiß mehr. Sie wollte die Königin erpressen. Es liegt an dir und deinen Freunden, ob sie jemals dazu kommen wird. Dies ist eine heilige Stätte. Sorge dafür, daß sie heilig bleibt und nicht entehrt wird. Der Kreislauf der Menschheitsgeschichte darf in keine andere Richtung gelenkt werden.«

Ich stand da, lichtumflort, hörte das Atmen meiner Freunde und

fragte:

»Wie soll ich es anstellen?«

»Vertreibe sie aus diesem Paradies, von dieser Stätte. Hole zurück, was dir gehört!«

»Ja, das werde ich...«

»Nein!« brüllte Morgana. »Das wird er nicht. Ich will die Macht, ich will es haben. Ich...« Sie war wie von Sinnen, hob den Fuß an und wollte die Kugel mit einem gewaltigen Tritt zerdrücken.

Da stieß ich mich ab!

Die Distanz zwischen uns war nicht sehr groß. Sie betrug die Länge von drei Stufen, mehr nicht. Eine Sache von Sekunden. Doch Morgana Layton hatte ihren Fuß bereits erhoben, nur suchte sie noch den richtigen Stand, um es auch mit einem Tritt zu schaffen. Bevor die Hacke oder die Sohle die Kugel berühren konnte, prallte ich gegen sie.

Ich hatte die Arme weit vorgestreckt. Die Fäuste bohrten sich unterhalb der Brust in das weiche Fleisch ihres Körpers. Diesem Aufprall konnte sie nichts entgegensetzen.

Da sie sehr nahe am Rand des Grabes stand, schleuderte sie die Wucht des Aufpralls über den Rand hinweg und in die Tiefe hinein, wo die Königin von Saba auf dem Altar stand und von zwei geisterhaften Schutzwesen umgeben wurde.

Morgana fiel, ich fiel, und ich prallte einen Sekundenbruchteil später nach der harten Landung auf sie.

Auch wenn ich eine bessere Lage besaß, hatte ich noch längst nicht gewonnen, denn Morgana entwickelte sich trotz ihrer menschlichen Gestalt zu einem wahren Raubtier.

Sie wollte meinen Tod.

Ihre Fäuste und auch die Knie erwischten mich so hart, daß mir schlecht und schwarz vor Augen wurde. Ich löste mich aus der

Umklammerung und rollte mich auch zur Seite, so geriet ich aus der Reichweite ihrer tretenden Füße. Taumelnd und dabei auf allen vieren laufend, kam ich auf die Beine. Ich hörte Sukos Stimme und sah meinen Freund oberhalb, zusammen mit Jenna, am Grabrand stehen. Der Inspektor hielt den Dunklen Gral wie einen kostbaren Schatz.

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, das mache ich.«

Und ich mußte es auch machen. Daß Morgana Layton überhaupt noch existierte, lag an mir. Ich hatte Vorjahre, als sich die Gelegenheit ergab, gezögert, sie zu töten. Sie stand auch dann auf unserer Seite, kämpfte gegen Lupina, bis sie in die Klauen und unter die Kontrolle des Götterwolfs Fenris geriet.

Mit dem Rücken stieß ich gegen die seitliche Steinwand des Grabes. Vor mir stand sie. Leicht geduckt, bereit zum Sprung, den Kopf erhoben, zum Mond hin gewandt, den sie plötzlich schaurig anheulte, um auf den Schatten des Götterwolfs aufmerksam zu machen. Das konnte tückisch werden.

Ich zog meinen Dolch. Die Klinge und der Griff bestanden aus geweihtem Silber.

Über eine Kugel hatte sie gelacht? Würde sie auch über den Dolch lachen? Mit stoßbereiter Waffe ging ich auf sie zu. Ich war schon fast bei ihr, als sie den Kopf senkte, mich sah und auf die Klinge starrte, die ihr entgegenraste.

Nein, ich war nicht kalt genug, hatte mich von meiner Wut leiten lassen und nicht fintiert. Kraftvoll stieß ich zu, und ebenso kraftvoll erlebte ich ihre Abwehr.

Die Klinge drang nicht in ihrem Körper, sie rutschte vorbei, weil sie sich gedreht hatte.

Ich kam aus dem Gleichgewicht und mußte einen mittel schweren Hieb in den Nacken hinnehmen.

Wieder stolperte ich vor, wo mich der Altar stoppte. Ich schaute für eine winzige Sekunde hoch zur Königin und sah ihr lächelndes, mir Mut machendes Gesicht über mir schweben.

Morgana kam. Der gewaltige Sprung hätte mich gegen die Altarwand genagelt, doch diesmal war ich schneller.

Mit einer blitzartigen Drehung wich ich aus. Morgana prallte gegen den Stein, tickte noch mit dem Kinn auf die Platte und spürte mich in ihrem Rücken.

Ein Knie und die linke Hand preßte ich gegen ihren Körper, drückte ihn mit Brachialgewalt auf die Platte und hob den rechten Arm, denn aus der Faust schaute die Klinge des Dolchs.

Niemand konnte sie mehr retten!

Das wußte sie auch, denn sie brüllte auf.

Da griff Salomo ein. Bevor mein Arm nach unten stoßen konnte, hörte ich seine wispernde Stimme. »Niemand wird an dieser heiligen Stätte sein Leben verlieren. Sie wäre sonst entweiht, und du hättest auch nicht mehr das Recht, dich Sohn des Lichts nennen zu dürfen. Denn Licht bedeutet auch Frieden.«

Ich war geschockt. »Warum?« brüllte ich. »Warum kann ich nicht ein Ende machen?«

»Nicht hier!«

Mein Arm zitterte, die Klinge ebenfalls. Ich stand dicht davor, es trotzdem zu tun.

»Hörst du nicht, Sinclair?« flüsterte Morgana und trat gleichzeitig nach hinten aus.

Sie erwischte mich am linken Schienbein. Der kochende Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Mein Griff lockerte sich, und Morgana nutzte die Gunst der Sekunde, indem sie sich sofort zur Seite drehte und freikam.

Aber sie mußte noch aus dem Grab. »Ich hole sie!« brüllte Suko. Dazu sollte es nicht mehr kommen, denn nun griff Fenris ein. Seine

Magie gegen die der Königin.

Wir hatten ähnliches schon einmal in der Werwolf-Schlucht erlebt. Auch jetzt holte er seine Dienerin aus der Gefahrenzone. Aus dem Mond schien er zu kommen, ein langer, gewaltiger Schatten, der in das offene Grab hineinstach.

Morgana riß die Arme hoch und wurde selbst raketenartig in die Höhe und aus dem Grab herausgeschleudert.

Auch die Königin schaffte es nicht, sie zurückzuhalten. Ich stand ebenfalls da, schaute ihr nach, wie sie eintauchte in die Finsternis des Nachthimmels und dort verschwand.

Noch einmal sahen wir sie vor der Scheibe des Mondes, dann war sie verschwunden.

Mein rechter Arm sank nach unten. Ich steckte den Dolch weg, weil ich ihn nicht mehr brauchte.

»Geh und denke an meine Worte, daß du bald mehr erfahren wirst, John Sinclair.«

So sprach die geisterhafte Stimme König Salomos zu mir. Ich nickte. Noch einmal sah ich mir die Königin von Saba an. Bisher hatte ich sie nur als geisterhafte Erscheinung kennengelernt. Nun stand sie vor mir.

Ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen und streckte ihr meine Hand entgegen.

Nahm sie das Zeichen an?

Sie zögerte.

Hinter ihr standen die beiden Geistwesen und lächelten. Möglicherweise hatte dieses Lächeln, das die Königin gespürt haben mußte, den starren Bann gelöst.

Auch sie streckte mir die Hand entgegen.

Unsere Finger berührten sich.

So ähnlich wie mich, mußte sich auch der kleine Junge gefühlt haben, als er den ersten Handkontakt mit dem Weltraumwesen E.T.

bekommen hatte. Diesen Eindruck zu beschreiben, war mir einfach nicht möglich. In dieser Grabstätte berührten sich nicht nur zwei durch Tausende von Jahren getrennte Generationen, auch zwei Kulturen, und sie schufen die Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Ihre Hand war nicht kalt wie die einer Toten. Ein warmer Strom durchrann unsere Finger, und er ging von beiden aus. Ich hätte die Hand der Königin noch stundenlang festhalten können, aber Sukos Stimme warnte mich. »John, die Grabplatte schließt sich!«

Ich zog meine Hand zurück. Noch einmal warf ich einen Blick in die Augen der Königin. Was mir da entgegenströmte, war Sympathie — vielleicht auch mehr.

Ich lief zum Rand. Über mir senkte sich bereits die Platte, und die Königin von Saba nahm wieder ihre alte Lage ein. Suko half mir hoch, unterstützt von Jenna Jensen, in deren Augen es fieberte.

Ich hatte die Grabstätte kaum verlassen, als die Platte mit einem dumpf klingenden Geräusch wieder zufiel und das Geheimnis der Königin verdeckte.

Und noch etwas geschah.

Plötzlich hörten wir das Heulen und Pfeifen des Windes. Innerhalb kurzer Zeit verwandelte er sich in einem Sturm, der gewaltige Massen von Sand heranschleuderte und gleichzeitig die letzten Wölfe zu Staub zerfallen ließ. Ihre Reste rutschten — zusammen mit dem herbeigewehten Sand — auf die Grabplatte zu und bedeckten sie so, daß niemand ahnen konnte, was sich unter dem Sand befand.

Wir kämpften uns gegen den Sturm die Stufen hoch und erreichten die schützenden Säulen.

Hier tobte der Wind nicht mehr.

Jenna legte ihre Hand in die meine, als wir einen Blick zurückwarfen. Unter uns lag ein brodelnder Hexenkessel aus Staub und Sand. Vom Grab der Königin sahen wir nichts mehr. Es war nur

mehr Erinnerung.

»Ich werde nichts sagen«, flüsterte Jenna. »Ich werde das Geheimnis für mich behalten. Nicht immer müssen Wissenschaftler mit ihren Kenntnissen an die Öffentlichkeit treten.«

»Das ist auch gut so.«

Wir hatten hier nichts mehr verloren und gingen zurück zu unserem Jeep, der uns sicher bis Mokka brachte, wo Bahid ihn schweigend in Empfang nahm und auch keine Frage stellte.

Ich schaute hinein in den Sonnenaufgang und freute mich, ihn erleben zu dürfen.

Auf dem Rückflug — Jenna Jensen war eingeschlafen — stellte mir Suko eine Frage. »Du hast die Worte des Weisen nicht vergessen — oder?«

»Nein, ich denke immer daran.«

»Glaubst du, daß sie sich erfüllen werden?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Und wann?«

Ich hob die Schultern. »Wenn die Zeit reif ist, Suko, und das, so meine ich, wird nicht mehr lange dauern.«

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 508 »Morganas wilde Meute«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 466 »Die Königin von Saba«